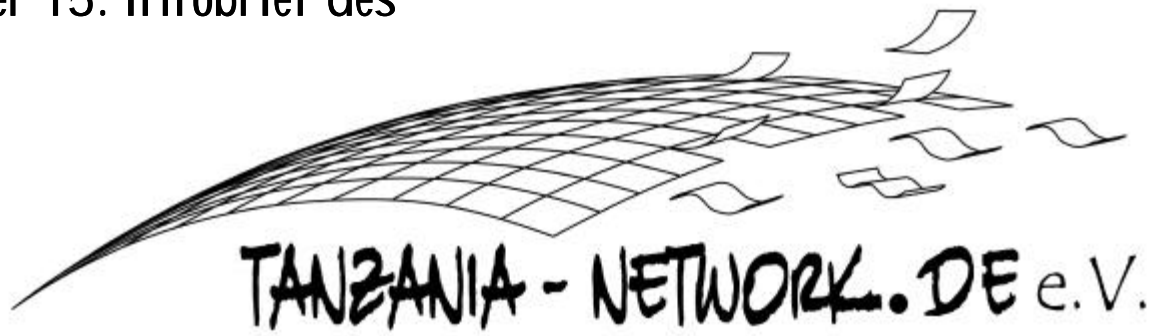


der 15. infobrief des



HABARI

Vorurteile

September 3/02

Werte Leserinnen und Leser!

„.....die da unten“
„... ..lebten richtig im Busch“
„... ..rund um ihre Hütten“
„..... vom Stamme der“

einige der noch harmloseren Stereotypen, die schließlich zu Vorurteilen führen. Ärger noch ist, dass diese Redewendungen unbedarft und unbewusst gebraucht werden, auch von uns „insidern“.

Gefährlich sind die Nachwirkungen und Spätfolgen dieser zu Vorurteilen gewordenen Stereotypen. Vor Jahren veranstaltete eine Partnerschaftsgruppe, mit der ich verbunden bin, einen Studientag mit dem Thema: „Unsere Freunde in Tanzania – Bilder in unserem Kopf“. Mit dem afro-deutschen Pfarrer Austen Brandt aus Duisburg haben wir herausgearbeitet und erkannt, wie die Bewusstseinslage der älteren Generationen und vieler bis hinein in die zweite Hälfte des letzten Jahrhunderts noch vom Denken und Fühlen der deutschen imperialen Kolonialepoche bestimmt ist:

„Neger, Neger, Schornsteinfeger“, „Wer fürchtet sich vorm schwarzen Mann“, „10 kleine Negerlein“, „Negerküsse, ei wie lecker““.

Mit diesen und vielen anderen gleichartigen Reimen, Kinderliedern und Kinderbüchern sind wir aufgewachsen. Manches setzte sich im Jugendalter fort mit Comic Heften ähnlichen Inhalts am Kiosk oder in der Lehre und Betrieb: „Ich bin doch nicht dein Neger“.

Diese „Bildungsmaterialien und -inhalte“ haben neben der Abenteuerliteratur und den Berichten der sogenannten Afrikaforschungsexpeditionen sowie unserem kulturellen Hintergrund in Geschichte, Philosophie und Religion tiefgreifend dazu beigetragen, dass Europäer sich bis heute generell Afrikanern überlegen fühlen. Das gilt m.E. mehr noch für Menschen, von denen man eher das Gegenteil vermuten sollte, nämlich die in Afrika gelebt und gearbeitet haben, in welcher Stellung und Funktion auch immer. „Ich kann das doch besser, fasse das schneller auf, denke strukturierter und analytischer.....“ Also: Ich bin ihnen überlegen.“

Fatal daran ist, dass dieses Verhalten nicht bewusst und reflektiert abläuft, sondern verborgen und unbedacht. Ich glaube, dass diese Haltung in jedem Europäer virulent vorhanden und tief verwurzelt ist. Sie lässt uns gutmütig, jovial, arrogant oder auch zynisch werden. Es kann ein langer und erschreckender Prozess sein, bis wir dahin kommen, bis wir uns solch Denken und Fühlen eingestehen, um davon geheilt werden zu können. Solange wir uns dieser rassistischen Grundbefindlichkeit nicht stellen, werden weiterhin unsere Urteile und Vorurteile davon bestimmt. Nur wenn wir in dieser Fragestellung eine radikal skeptische und kritische Haltung uns selbst gegenüber einüben, werden wir frei werden können von Vorurteilen gegenüber auch unseren tanzanischen Freundinnen und Freunden.

Ich wünsche Ihnen, zumal in diesen Zeiten, allüberall Salaam!

Ihr Johannes Paehl

Aktuelles

Nach dem Johannesburg-Gipfel: Multilateralismus an seinen Grenzen – <i>Jens Martens</i>	2
What can Tanzania do ? – <i>Andrew Mushi</i>	5
Offener Brief an Mitglieder des Deutschen Bundestages – <i>Michael Hanfstängl</i>	7
Gold mining in the Geita District – <i>Simone Windfuhr</i>	8
Tansania und Apartheid – eine unerledigte Agenda – <i>Theo Kneifel</i>	11

Thema: Vorurteile

Vorurteile, Stereotypen, Klischees – <i>Konni Freier</i>	14
Vorsicht Vorurteile ! – <i>Dr. Lothar Bauerochse</i>	19
Kulturen im Dialog ? – <i>Ronald Höhner</i>	22
Vorurteile – zum Beispiel die Maasai – <i>Arnold Kiel</i>	26
Vorurteile im Theater – <i>Frieder Küppers</i>	27
Leitlinien der Arbeitsgemeinschaft Entwicklungsethnologie	29

Partnerschaften und Projekte

Schwarz aber Weiß – Ein Filmprojekt – <i>Dr. Regina Görgen</i>	32
Ein Modell zur Co-Finanzierung eines Entwicklungshelfers – <i>Hartmut Schanz</i>	35
Partnerschaftsbesuche – <i>Thorsten Pachnicke</i>	37
An Internship in Zanzibar – <i>Tanja Witten</i>	39
Koordination Südliches Afrika – <i>Dieter Simon</i>	42
Gemeinsam Verantwortung übernehmen – <i>Erhard Brunn</i>	44
Wer kennt Kilimatinde ? – <i>Hermann Schulz</i>	45

Medien : Hinweise und Besprechungen

Termine

In der Mitte dieses Heftes befindet sich die Einladung mit ausführlichem Programm für das Seminar des Tanzania-Network.de e.V. am 30. November 2002 in Frankfurt / M zum Thema: „**Perspektiven für die ökonomische Entwicklung Tanzanias im Kontext der Globalisierung**“

Nach dem Johannesburg-Gipfel: Multilateralismus an seinen Grenzen

Jens Martens (WEED – Weltwirtschaft, Ökologie & Entwicklung e.V. Bonn)

Nachdem der erste Katzenjammer über die mageren Ergebnisse des Johannesburg-Gipfels ("Gipfel der nachhaltigen Enttäuschung", "Gipfel der Ernüchterung", "Gipfel der geplatzten Träume" etc.) verklungen ist, ist es an der Zeit, eine grundsätzlichere Bilanz zu ziehen. Denn der Weltgipfel für nachhaltige Entwicklung (World Summit on Sustainable Development – WSSD) markiert nicht nur den Schlusspunkt eines zweijährigen Vorbereitungs-marathons, sondern auch das Ende einer Dekade von Weltkonferenzen, die mit Rio 1992 begann. Geprägt war Johannesburg von den nationalen Egoisten kleinkrämerischer Regierungen, der offensiven Präsenz transnationaler Unternehmen und ihrer Lobbyverbände sowie der Fragmentiertheit der internationalen Zivilgesellschaft. Der konsensorientierte Multilateralismus ist in Johannesburg endgültig an seine Grenzen gestoßen. Aber was kommt danach?

Die amtlichen Fakten und Daten sind rasch zusammengefasst: Der Johannesburg-Gipfel brachte 21.340 TeilnehmerInnen aus 191 Ländern zusammen, darunter 104 Staats- und Regierungschefs, rund 9.000 offizielle Delegierte (darunter 132 aus Deutschland), 8.000 NGO-VertreterInnen und 4000 JournalistInnen. Hinzu kamen Tausende, die sich abseits des offiziellen Gipfels an einer der unzähligen Parallelveranstaltungen, Alternativkonferenzen und Demonstrationen beteiligten. Gemessen an diesen Zahlen übertraf WSSD alle bisherigen Weltkonferenzen.

Das offizielle Ergebnis besteht aus einer knappen politischen Erklärung und einem „Umsetzungsplan“ ("Plan of Implementation"), der auf gut 50 Seiten umwelt- und entwicklungspolitische Absichtserklärungen aneinanderreicht. Der Plan bestätigt in erster Linie die Beschlüsse vorausgegangener Weltkonferenzen. Das betrifft ausdrücklich auch das auf der Konferenz in Doha im November 2001 verabschiedete Arbeitsprogramm der Welthandelsorganisation (World Trade Organization – WTO). Dass die

Doha-Beschlüsse von den Regierungen in Johannesburg bekräftigt wurden, muss als Stärkung der WTO interpretiert werden. Versuche, den multilateralen Umweltabkommen gegenüber den von ökonomischen Interessen dominierten Handelsregeln der WTO mehr Gewicht zu geben, schlugen fehl.

Der Umsetzungsplan von Johannesburg krankt im Kern an dem konzeptionellen Widerspruch, der auch schon früheren Aktionsprogrammen zum Verhängnis wurde. Er benennt einerseits ausdrücklich die Fehlentwicklungen der vorherrschenden Konsum- und Produktionsweisen und die negativen Folgen der Globalisierung, empfiehlt aber andererseits als Gegenmittel weitere Marktöffnung, Liberalisierung und die stärkere Einbeziehung der Privatwirtschaft, und damit Rezepte, die die Fehlentwicklungen der Vergangenheit gerade befördert haben. Ein konsistenter Gegenentwurf zum neoliberalen Entwicklungsparadigma stand bei den offiziellen Verhandlungen nie zur Debatte. Diskussionen darüber fanden außerhalb der offiziellen Konferenz statt, etwa im

Rahmen der Veranstaltungen zum vielbeachteten "Jo'burg-Memo" der Heinrich-Böll-Stiftung oder bei den Auseinandersetzungen über das Konzept der Globalen Öffentlichen Güter.

Die Regierungen beschränkten sich statt dessen hauptsächlich darauf, der Liste international vereinbarter Entwicklungsziele einige neue Ziele hinzuzufügen. Dass dies gegen den anfänglichen Widerstand der USA meist gelang, wird von manchen Regierungs- und NGO-VertreterInnen bereits als Erfolg gewertet. Über 30 derartige Ziele enthält das Abschlussdokument, darunter das Ziel, den Anteil der Menschen, die keinen Zugang zu Sanitäreinrichtungen haben, bis zum Jahr 2015 zu halbieren, oder auch das Ziel, ab dem Jahr 2020 Chemikalien so zu produzieren und zu nutzen, dass signifikante negative Auswirkungen auf Gesundheit und Umwelt minimiert werden (man fragt sich, was in den 18 Jahren bis dahin geschehen soll).

Über die Mittel, die zur Verwirklichung der alten und neuen Entwicklungsziele notwendig sind, schweigt sich der Johannesburg-Plan aus. Zusätzliche Finanzausgaben enthält er nicht. Den Regierungen genügt es, die Finanzierungsbeschlüsse der Monterrey-Konferenz in das Abschlussdokument von Johannesburg zu kopieren. Lediglich die kurz vor dem Gipfel vereinbarte Wiederauffüllung der Globalen Umweltfazilität (Global Environment Facility – GEF) bringt neues Geld in die Kassen, sie bleibt aber mit einem Umfang von insgesamt 2,92 Mrd. US-\$ (davon nur 2,2 Mrd. wirklich neue Mittel!) für die Jahre 2002-2006 weit hinter den Erfordernissen zurück. Hinzu kommen einige unilaterale Initiativen der USA und der EU in den Bereichen Wasser und Energie, bei denen allerdings nicht klar ist, ob sie mit zusätzlichen Geldern finanziert werden oder ob ohnehin eingeplante Mittel lediglich

umetikettiert werden. Über neue Finanzierungsinstrumente wie internationale Öko-Steuern oder globale Entgelte auf die Nutzung der Meere und des Luftraums, wie sie der Wissenschaftliche Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (WBGU) in die Diskussion gebracht hatte, wurde auf Druck der USA erst gar nicht gesprochen. Der US-Delegierte Terry Miller drohte gar in scharfem Ton, die US-Beiträge für UN-Entwicklungsprogramm (United Nations Development Programme – UNDP) zu streichen, wenn sich die Organisation weiter mit dem Thema "Globale Öffentliche Güter" (und damit verbundenen Finanzierungsfragen) befasse. Dies erinnert fatal an den Maulkorbberlass der USA gegenüber UNDP in Bezug auf die Tobin-Steuer. Statt auf konkrete Finanzausgaben konzentriert sich der Umsetzungsplan von Johannesburg auf Appelle an die Eigeninitiative der Privatwirtschaft und auf die Förderung öffentlich-privater "Partnerschaften" (Public Private Partnership – PPP). In Johannesburg setzte sich damit der Trend der Verlagerung öffentlicher Aufgaben auf private Akteure fort, der sich wie ein roter Faden durch die Entwicklungspolitik der letzten Jahre zog. Dieser Privatisierungstrend spiegelt sich auch in den sogenannten "Type 2"-Initiativen von Johannesburg wider. Rund 220 Partnerschaftsinitiativen der unterschiedlichsten staatlichen und privaten Akteure mit einem Finanzvolumen von insgesamt 235 Mio. US-\$ wurden in Johannesburg präsentiert. Das Spektrum reicht von einem holländischen Projekt zum Aufpolieren europäischer Second-Hand-Fahrräder für den Verkauf in Afrika bis zur weltumspannenden Initiative eines US-Unternehmens zur gesundheitsfördernden Anreicherung von Mehl mit Eisen.

Im Kontrast dazu stand eine „Partnerschaft“ ganz anderer Art: In einem PR-wirksamen

Akt taten sich Greenpeace International und der World Business Council for Sustainable Development (WBCSD) zusammen, um vorlaufenden Kameras von den Regierungen ein entschiedeneres Handeln beim internationalen Klimaschutz zu fordern.

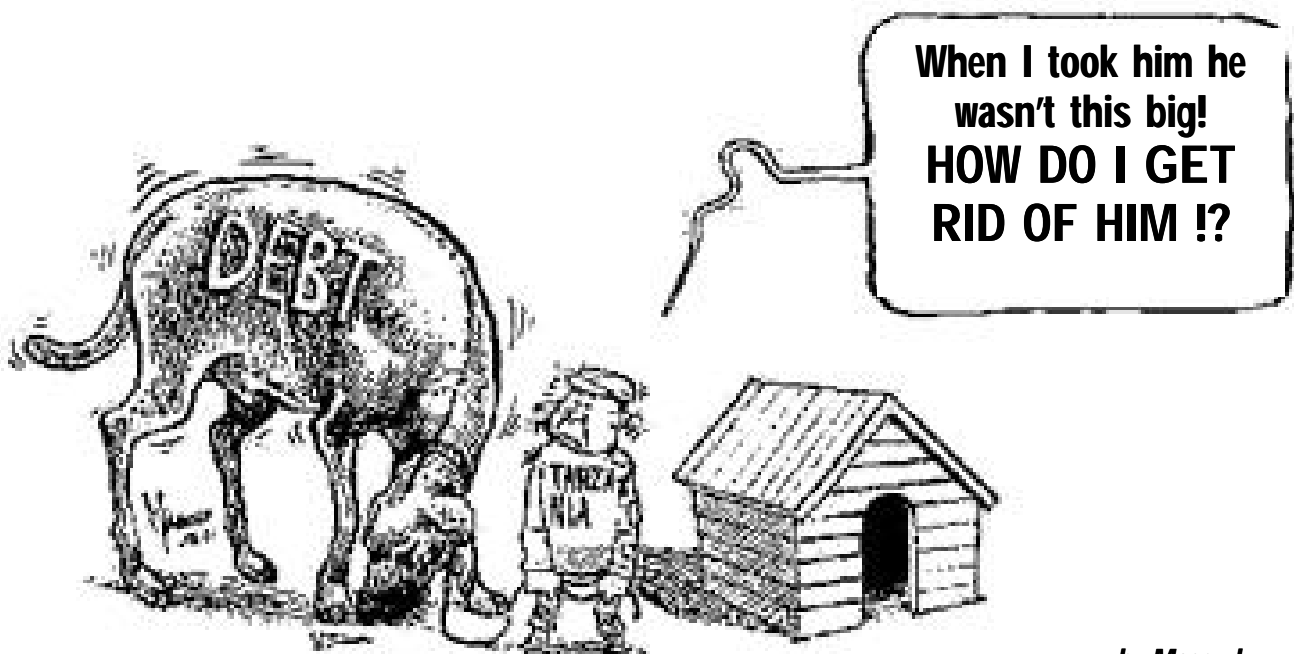
Bei vielen zivilgesellschaftlichen Gruppen stießen die Partnerschaftsansätze und die Omnipräsenz der Wirtschaft in Johannesburg auf scharfe Ablehnung. Im Zentrum der Proteste auf den Straßen stand der Widerstand gegen die zunehmende Kommerzialisierung und Privatisierung öffentlicher Güter, insbesondere im Wasser- und Energiesektor. Bei den Verhandlungen schlug sich die Forderung einer breiten NGO-Kampagne nach verbindlichen zwischenstaatlichen Regeln für Unternehmen am Ende auch im Abschlussdokument nieder. Dort heißt es, dass die Verantwortung der Unternehmen (corporate accountability) durch die Entwicklung zwischenstaatlicher Abkommen und internationaler Initiativen gefördert werden solle – einer der wenigen Fortschritte des Gipfels.

Die vielfältigen Partnerschaften, Initiativen und Allianzen einzelner Regierungen in

Johannesburg waren auch eine Reaktion auf die Blockaden in den eigentlichen Verhandlungen. Das Tempo des Fortschritts wurde dort von den Bremsern bestimmt – hießen sie nun USA, Saudi Arabien oder Vatikan. Das Modell des konsensorientierten Multilateralismus, das seit gut 20 Jahren die globalen Verhandlungen auf UN-Ebene prägt, ist mit Johannesburg endgültig an seine Grenzen gestoßen. Wo der Stillstand schon als Erfolg verkauft werden muss, ist es endgültig an der Zeit, neue Formen globaler Kooperation und Problemlösung zu entwickeln. So gesehen war Johannesburg der größte aber möglicherweise auch letzte Weltgipfel seiner Art. Was danach kommt, ist nun die eigentlich spannende Frage.

Dieser Artikel erschien in ähnlicher Form zuerst im Informationsbrief Weltwirtschaft & Entwicklung 9/2002.

Jens Martens, WEED Weltwirtschaft, Ökologie & Entwicklung e.V.,
Bertha-von-Suttner-Platz 13, 53111
Bonn, T 0228 – 766 130, F – 696 470
jens.martens@weedbonn.org



by Masoud

What can Tanzania do ? – A Report from Johannesburg

Andrew Mushi (TANGO – Tanzania Association of Non-Governmental Organizations)

The World Summit on Sustainable Development (WSSD) was held on 26th August to 4th September in Johannesburg, South Africa. This was the golden opportunity for dialogue with all who are genuinely concerned about sustainable development. The WSSD, in the contrary, was dominated by well resources and cooperate euphoria and it missed the people it should have benefited. The demonstrations by landless, unemployed, Civil Society Organisations and others in Johannesburg during the summit attest to this.

It is very discouraging that the governments of the world continued to show a tragic unwillingness to translate the Rio principles into action and display an appalling lack of determination to commit themselves to the objectives of Agenda 21. Instead, they showed an irresponsible subservience to cooperate-led globalization. The process rather than the contents of the WSSD was a success. The summit did not come up with a vision of a planet, which provides space and a life of dignity and happiness for all its inhabitants. The summit continued to sweep the fundamental causes of Africa's underdevelopment under the carpet. Africa has immersed wealth. Almost every mineral is found in Africa including petroleum products. Almost every agricultural product can be grown in Africa. Africa has many kinds of climate – temperate, tropical, sub-tropical, equatorial and Mediterranean. In fact, other parts of the world such as Europe and America owe their wealth and development to Africa. Africa was under-developed by

Europe and America through Trans-Atlantic Slave Trade and through European colonialism that used Africa's resources for Europe. Through systemic planning, rapid economic development of Africa can be achieved. The wealth of Africa can start to work for Africa's.

In order for sustainable development to be released, there must be fundamental change in the relations between, especially, Africa and the Western World. For meaningful sustainable development to be achieved in Africa, the following things must be done. Africa must tap her resources for her own development and stop begging from Western Countries. Africa has resources. Her people have a lot to offer. They should stop going cap in hand to G8 countries as beggars as our leaders currently are doing by using New Partnership for Africa's Development (NePAD). NePAD is mainly concerned with raising external resources, appealing to and relying on external governments and institutions. In addition, it is a top-down programme driven by African elites and drawn up with the corporate forces and institutional instruments of globalization, rather than being based on African peoples experiences, knowledge and demands. A legitimate African programme has to start from the people and be owned by the people. The so-called foreign debt must be cancelled. These debts are illegitimate. The debt owed to the people of Africa is trillions of dollars compared to the debt claimed against Africa. Western countries have

milked Africa dry. They have ruthlessly exploited Africa economically for over six centuries. There is no way Africa's sustainable development can be realized in Africa, and Tanzania in particular, as long as so much of its export income is consumed by this crushing debt. It must not be forgotten that, after the Second World War, Germany agreed to spend only 3.5% of its export income on debt repayments. Today, the world's creditors, including Germany, are demanding that the world's most underdeveloped nations spend up to 25% of their export incomes on debt payment. The cost of this hypocrisy is devastating. By the way, debt cancellation for the poor will hardly create a ripple in global and national financial markets.

Sustainable development in Tanzania and Africa as a whole requires that the study of modern science and technology be maximized in all institutions of learning. At present, most of this knowledge is in the hands of Western countries. Education must be geared at equipping the young Africans with vast general knowledge coupled with scientific and technical knowledge. If Tanzania and Africa are to sustain their development, Africans must stop exporting their raw materials and importing them back as finished products from Europe and America at astronomical prices. Africa must end her economical dependence by processing her raw materials here in Africa and exporting them as finished products. Structural Adjustment Programs (SAPs), which take many forms i.e. Poverty Reduction Strategy Paper (PRSP), which are prescribed by World Bank and International Monetary Fund as prerequisite for 'aid', must be carefully weighed. Tanzania's experience proves that the only goal of foreign 'aid' is to continue imposing unbearable burden on our meagre

budgets, disorganizing our countries, increasing deficits in our balance of trade and accelerating our indebtedness.

HIV/AIDS must be fought by any means especially by spending more money to treat and prevent from spreading. HIV/AIDS is one major impediments facing Africa's development. HIV positive patients occupy half of the beds in urban hospitals in Tanzania. The cost of basic nursing and drugs for one patient, at current reduced rates, is USD 300 a year against a per capita income of only USD 260. Malaria and other diseases must be defeated also. Malaria kills at least 100,000 people a year and in a population of 32 million, there are at least 18 million cases of malaria each year. The resultant loss of productivity is estimated at 3.4 percent of GDP. Only when such pressing health issues are addressed, gains in human development will come to pass. The environment care of the Continent and conservation of nature must be nurtured. Indigenous knowledge such as medicine, economics, philosophy, law, political science, food science and indigenous ways of solving problems must be researched, revived, and restored. It is relevant to sustainable development of the African continent. We Africans ourselves must determine our own development. Most importantly, we must develop an alternative economic, political, social and environmental approach to counter the domination of Europe and America and its negative effects and to put the people of our continent back in control of their lives and their development.

Fraktionsübergreifende Initiative für einen verbindlichen Zeitplan zur Erhöhung der Entwicklungshilfe auf 0,7%

Michael Hanfstängl (Nordelbisches Missionszentrum Hamburg)

Nach der Bundestagswahl wird es Möglichkeiten geben, auf die neuen Abgeordneten des eigenen Wahlkreises oder Landesverbandes zuzugehen und sie auf die parteiübergreifende Initiative anzusprechen, den Anteil der Gelder für die Entwicklungszusammenarbeit auf 0,7% der Brutto-sozialprodukts zu erhöhen (s. auch die Einlage im HABARI 2/2002). Dabei wird die Frage entscheidend sein, was die Neugewählten und ihre Parteien nach der Wahl auf den Weg bringen. Da sich fast alle Parteien ausdrücklich zum 0,7% Ziel bekennen und sich dennoch der Bundeshaushalt jahrelang genau in die Gegenrichtung entwickelt hat, lässt sich vielleicht der Druck verstärken, mindestens das Versprechen von Monterrey einzulösen (0,33% bis 2006), besser aber noch mehr, damit Deutschland nicht im internationalen Vergleich im hinteren Drittel stecken bleibt.

Beiliegender offener Brief (der in ähnlicher Form auch von der Nordelbischen Synode Ende September beraten wird) kann als Vorlage dienen, um im Namen zum Beispiel der eigenen Tansania-Gruppe einen offenen Brief an die Neugewählten zu schreiben und die Presse zu informieren. Gruppen vor Ort könnten sich den Brief zu eigen machen und leicht abgewandelt damit an die GewinnerIn ihres Wahlkreises herantreten. Viel Erfolg!

Offener Brief an die neugewählten Mitglieder des Deutschen Bundestages

Sehr geehrte Abgeordnete,

der Vorstand des bundesweiten Netzwerkes www.tanzania-network.de hat mit großem Interesse zur Kenntnis genommen, dass alle im Bundestag vertretenen Parteien in ihren Wahlprogrammen verstärkte Mittel für die Entwicklungszusammenarbeit angekündigt haben. Das Ziel, 0,7% des Brutto-sozialprodukts für die öffentliche Entwicklungszusammenarbeit zu verwenden, findet sich ausdrücklich in den Programmen von SPD, Bündnis 90/Die Grünen, PDS und CDU/CSU. Fraglich ist jedoch, wie schnell dieses Ziel erreicht wird.

Angesichts dieses weitreichenden Konsenses zwischen den Parteien bietet sich eine fraktionsübergreifende Initiative an, um im Rahmen der Beschlussfassung zum Bundeshaushalt 2003 einen verbindlichen Zeitplan für die schrittweise Erhöhung der Entwicklungshilfe zu verabschieden. Unser Netzwerk unterstützt den Vorschlag des Verbandes Entwicklungspolitik Deutscher Nicht-Regierungs-Organisationen e.V. (VENRO), den Anteil der Entwicklungszusammenarbeit am Brutto-sozialprodukt in der kommenden Legislaturperiode zu verdoppeln und bis 2010 das 0,7 Prozent-Ziel zu erreichen. Im Rahmen unserer Bildungsarbeit und Einflussmöglichkeiten werden wir dazu beitragen, dass ein verbindlicher Zeitplan zum Erreichen des 0,7% Ziels von einer breiten Bevölkerungsmehrheit mitgetragen wird.

Die Industrieländer sind bereits im Jahr 1970 mit der UN-Resolution 2626 die Verpflichtung eingegangen, 0,7% des Bruttosozialprodukts als öffentliche Entwicklungshilfe zu geben. Im abgelaufenen Haushaltsjahr 2001 lag der deutsche Anteil bei 0,27% (3,7 Milliarden Euro). Fünf Länder haben das 0,7% Ziel erreicht: Luxemburg 0,71%, Schweden 0,80%, Norwegen 0,80%, Niederlande 0,84% und Dänemark 1,06%. Irland folgt einem verbindlichen Zeitplan, um bis 2007 die 0,7% Marke zu erreichen. Deutliche Erhöhungen haben nun auch Frankreich, Großbritannien und Kanada angekündigt.

Die Staats- und Regierungschefs haben sich in der „Millennium-Erklärung der Vereinten Nationen“ im September 2000 auf klare international vereinbarte Entwicklungsziele bis zum Jahr 2015 verständigt und in Johannesburg erneut bekräftigt, dass sie sie erreichen wollen. Nach Schätzungen der Weltbank ist dazu mindestens eine sofortige Verdoppelung der internationalen Entwicklungshilfe erforderlich. Je später die Erhöhungsschritte erfolgen, desto unwahrscheinlicher wird es, die Entwicklungsziele zu erreichen.

Deshalb fordern wir Sie als neugewählte Mitglieder des Deutschen Bundestages auf, parteiübergreifend einen verbindlichen Zeitplan zu verabschieden, um zum Ende der Legislaturperiode 2006 zumindest 0,5% und bis zum Jahre 2010 das 0,7% zu erreichen.

Gold mining in the Geita District of Northern Tanzania

A preliminary report of human rights violations

Sie sind herzlich eingeladen zum Studententag des Tanzania-Network.de e.V.
am 30. November 2002 in Frankfurt / Main

„Perspektiven für die ökonomische Entwicklung Tanzanias im Kontext der Globalisierung“

Eine Einladung mit dem Programm befindet sich in der Mitte dieses Heftes.

Simone Windfuhr (FIAN – FoodFirst Information and Action Network Herne)

In April 2001 FIAN (FoodFirst Information and Action Network) International has undertaken an investigation to the gold mining area of the Mwanza Region in Northern Tanzania due to alarming information of violations to the right to feed oneself for several communities affected by mining. The report focuses on the socio-economic

impact of gold mining activities at the GEITA GOLD PROJECT, a surface mining operation in Geita District. The investigation was carried out with the help of two Tanzanian journalists who secured the necessary translations. Tanzania has been the major focus of Africa's gold exploration and development

over the past five years. As a result, the mining industry in Tanzania grew 27% in 1999, a major increase from the previous years' 17%. Up to 15% of Africa's exploration expenditure has been spent in Tanzania and thought to have Africa's largest gold reserves after South Africa. In 1998 the government of Tanzania has given a major change to its gold mining sector in order to attract international gold mining companies for lucrative investment. With the advice and financial help of the World Bank, the Mining Act 1998 has been established which is applicable throughout the United Republic. The law contains many shortcomings particularly with regard to land tenure rights of rural landholders. "...the entire mineral property and control over minerals on, in or under the land to which this Act applies is vested in the United Republic" (Mining Act 1998, 5)

The Corruption Scandal

In June 2000 the Geita Gold Project started its operation in the Geita District. Yet, before the mine poured its first gold, eight government officials from the Department

of Land in collaboration with the government in Mwanza undertook the evaluation of total costs for compensation for those communities being affected by the operation. In 1999 (three months before national elections) they visited the concerned villages and valued their houses, farms and crops. 960 villagers were counted by the team. The estimation for total costs was 4.5 billion Tanzanian Shillings based on a conversion rate from 1993. The gold mining company states that the total amount plus a good will payment of additional 140% has been transferred onto the respective government account. This payment was supposed to be given to the affected villagers by the government. The evaluation team established a list on which the concerned people including their amount of crops were registered. However, in many cases the list does not cover the actual amount of crops, which belongs to the farmers. Due to the list the number of banana trees for instance belonging to Mr. Andrea Thomas is said to be 270. Actually, the farmer disposes of more than 1000 banana trees.

"The list is a fake document", Mr. Thomas from Nyamalembo states. "I have had a big farm; yam, banana trees, sugar-cane, mangos, etc. They put my name on the list but not the right amount of crops. They told me to come to their office to pick up my compensation. I have been there many times but was always told to wait for another month before payment".

Three months after the evaluation team registered the villagers, security men from the Geita Gold Mine entered several communities, destroyed their farms and cut down their crop.

"Some government officials came here to evaluate our houses and measured our farms. After the evaluation it was time for payment. But before paying us they destroyed our farms, cutting down maize, banana trees, piri-piri, pumpkin, millet, fruit trees, cassava, sugar cane, yams and many more. In 1999 they told us to come to their office to pick up our compensation. We have been there many times and they always told us to wait". We cannot enter our fields any more because security people of Geita Gold Mine chase us with their dogs. We have been beaten when we wanted to fetch firewood in the nearby area. We do not have

enough food any more and we cannot pay school fees for our children. (Men and women at Nyamalembo village are reporting)

480 farmers have appealed for compensation of lost crops. Additionally, 120 complaints of people have been handed in who are also supposed to be shifted, without having even been registered in the list. The 480 people, however, are said to have received their compensation already. There is a signature next to their name on the list, which confirms their payment. In 2000, the President of Tanzania, Mr. Benjamin Mkapa, promised to do an independent investigation in that matter in order to find out: A. Who stole money on behalf of these villagers ? B. Has the proposed amount of compensation been correct ?

The Prevention of Corruption Bureau (PCB) has been appointed by the government to undertake the investigation. It is not yet sure whether the report will be available for the public. The people in the area doubt that the report will cover all issues correctly.

Some months ago, many new houses have been built along the road in Geita. They are modern and constructed out of cement, which is not typical for the area. The citizens of Geita and the gold mining company assume that these houses belong to friends and relatives of the government officials from Geita District, those who undertook

the evaluation. There are testimonies that the relatives and friends of the officials have signed the list of compensation that it is supposed to be given to the registered people.

Violations of the human right to feed oneself

The local economy in the Geita District directly and almost fully depends on natural resources because small-scale artisanal miners and subsistent farmers (livestock rearing and crop farming) dominate the area.

Many people from various villages have lost their farms and crops due to the corruption scandal and the destruction of crops by security men from Geita. They do not have access to their land any more due to harassment by Geita staff. Many villagers cannot make use of their nearby streams for drinking water any more because they are polluted. More than 500 people are not able to feed themselves any more because of these human rights violations. Men try to earn some money in town where they do so called "day work".

"We are trying to find little jobs day by day. Sometimes I can fix a bike or a fence. However, it is never enough to feed my family" a young man from Nyamalembo states. A woman from Nyamalembo says, "All we can do is going to the hills and smash stones. We sit there every day to earn little money but the work is not good for us because the dust makes us sick. However, we need the money. Yesterday, Geita blocked the way to enter the site where we smash the stones. Now, we cannot go there any more and do not know how to get some money."

Conclusion

The corruption scandal in Geita leaves hundreds of people landless. More than 500 people have been forcibly evicted from their farms, their crops have been cut down and their access to productive resources is still prohibited. Their means of subsistence has been destroyed and many families are not able to feed themselves any more. It is the government's responsibility to ensure that an independent investigation in that matter will be undertaken without delay. The report

by the PCB should be made public and directly handed out to the concerned communities. Moreover, the government of Tanzania has to take the necessary steps for an immediate stop of any kind of harassment by security men of Geita and to secure people's access to land.

FIAN International Secretariat,
PF 102243, 69012 Heidelberg, T 06221
– 830620, F – 830545, www.fian.org
Simone Windfuhr, simone@fian.org

Tansania und Apartheid Eine unerledigte Agenda

Theo Kneifel (KASA – Kirchliche Arbeitsstelle Südliches Afrika Heidelberg)

„Der Kampf der Apartheid war nicht ein Kampf von Schwarzen gegen Weiße. Es war ein Kampf im Interesse der gesamten Menschheit. Er brachte Menschen von unterschiedlichster Herkunft zusammen. Es war ein Kampf vonseiten der Menschheit, so wie Apartheid ein Verbrechen gegen die Menschheit darstellte.“ Diese Worte von Kenneth Kaunda, dem langjährigen Präsidenten Sambias auf dem Internationalen Kongress am 31. November 2000 in Bonn zum Thema der Entschädigung der Opfer der Apartheid könnten auch Worte von Mwalimu Julius Nyerere von Tansania sein, der zusammen mit Kenneth Kaunda die Führung im Kampf der sogenannten „Frontstaaten“ gegen das Apartheid Regime übernahm.

Die Frontstaaten, allen voran Angola und Mosambik seit ihrer Unabhängigkeit im Jahr 1975, bezahlen immer noch teuer für ihre Solidarität mit den Befreiungsbewegungen gegen die Apartheid und die von der

Apartheid unterstützten Regierungen und Rebellengruppen wie Renamo und Unita. Über zwei Millionen Menschen starben allein in diesen beiden Ländern als Folge der systematischen Destabilisierung durch Apartheid-Südafrika. Die wirtschaftlichen Folgeschäden der Apartheid für die ehemaligen Fronstaaten der Region belaufen sich nach ersten Schätzungen auf 115 Mrd. US\$, eine ungeheure Summe, welche den Gesamtschuldenstand dieser Länder bei weitem übersteigt.

Wenn heute Mosambik, Sambia und Tansania zu den ärmsten hochverschuldeten Ländern gehören, geht dies nicht zuletzt auf das Konto der Apartheid. Der Politologe Joe Hanlon schätzt allein für Tansania die durch die Apartheid verursachten Schulden auf 812 Millionen US\$. Die geschätzten Schäden, die durch die Apartheid verursacht wurden, belaufen sich nach Hanlon auf das Doppelte, auf 1,62 Milliarden US\$.

	Apartheid- verursachte Schulden in Mrd US\$	Apartheid- verursachte Schäden in Mrd US\$
Angola	10,623	37,575
Mosambik	7,499	18,751
Simbabwe	3,750	10,001
Sambia	3,143	6,250
Sambia	5,345	19
Malawi	1,195	2,688
Tansania	0,812	1,625
Botswana	0,251	0,625
Lesotho	1,503	0,375
Swasiland	0	0,251

Dies erscheint hochgegriffen angesichts der Tatsache, dass Tansania weit im Norden von Südafrika liegt und keine direkten Grenzen mit Südafrika hat und als solches nicht Ziel direkter militärischer Angriffe war, wie dies für Angola, Mosambik, Simbabwe, oder Sambia der Fall war. Diese Summe kommt aber wesentlich dadurch zustande, dass Tansania, anders als die reichen Länder im Norden wie die USA unter Reagan, Großbritannien unter Thatcher und Deutschland unter Kohl, konsequent die Forderungen der Vereinten Nationen und der Organisation Afrikanischer Einheit (OAU) nach einem umfassenden Handelsembargo mit Apartheid-Südafrika umsetzte.

Joe Hanlon fasst in seiner Studie „Doppelt für die Apartheid bezahlen? Die Kosten der Apartheidverschuldung für die Bevölkerung des Südlichen Afrika“¹ die Situation der durch die Apartheid verursachten Schulden

¹ Joe Hanlon: *Paying for Apartheid Twice. The Cost of Apartheid Debt for the People of Southern Africa*, herausgegeben von ACTSA and World Development Movement, London 1998. In deutsch erhältlich über die KASA, oder abrufbar unter www.woek.de/Apartheidschulden/KASAINfoNr.6.)

Tansanias wie folgt zusammen: „Nach Schätzungen der ECA (Economic Commission for Africa) flossen zwischen 1970 und 1974 ein Viertel der fixen Investitionen Tansanias in den Bau der Eisenbahnlinie von *Tazara*, der Landstraße von *Tanzam* und der Pipeline von *Tazama*, die alle dazu dienen sollten, Sambia einen alternativen Zugang zum Meer zu verschaffen. Ein Teil der von Tansania vor 1975 aufgenommenen Kredite muß daher als „Apartheid verursachte Schulden“ betrachtet werden. Ab 1986 setzte Tansania 4.000 Soldaten in Mosambik ein, die eine Wende gegen die von Südafrika unterstützten *Renamo*-Truppen in der Provinz *Zambezia* herbeiführten. Allein die Ausgaben für Verteidigung erreichten einen Höchststand von jährlich 500 Millionen, und das zu einem Zeitpunkt, als Tansania selbst in finanzieller Not war und auf Kredite zurückgreifen mußte.“ Weitere Kosten entstanden Tansania dadurch, dass es wie Sambia Zehntausende von Flüchtlingen aus Mosambik aufnahm und den Befreiungsbewegungen Gastfreundschaft und logistische Unterstützung gewährte.

Die Apartheid-Dimension der heutigen Verschuldung Tansanias rückt politische Entschuldungsarbeit zu Tansania wie auch zu anderen hochverschuldeten ehemaligen Frontstaaten in eine neue Perspektive: Schuldenerlass und Schuldenstreichung etwa im Rahmen von HIPC II erscheint dann nicht als eine gnädige Geste von Seiten der Gläubiger des Nordens, die den Kampf gegen die Apartheid weniger als halbherzig unterstützen, sondern als ein Akt der Wiedergutmachung und der Anerkennung der strategischen Rolle, welche die Frontstaaten stellvertretend für die internationale Gemeinschaft in der Durchsetzung völkerrechtlicher Normen gegen die Apartheid

heid unternommen haben; gegen ein Regime, dass schon 1973 von der Vollversammlung der Vereinten Nationen als „Verbrechen gegen die Menschheit“ und Bedrohung des internationalen Friedens geächtet wurde.

Der Fall Tansanias zeigt aber auch deutlich, dass die Frage der Entschädigung in die Entschuldungsarbeit hineingehört. So wie es ungerechtfertigt ist, dass die ehemaligen Frontstaaten für ihre Solidarität jenseits wirtschaftlicher Vernunft bestraft werden, ist es einer auf der wachsenden Anerkennung des Völkerrechts basierenden politischen Kultur abträglich, wenn die Banken und Unternehmen, welche im Wissen um die verbrecherische Struktur des Apartheidregimes dieses mit strategischen Krediten und Investitionen unterstützt haben, davonkommen, ohne in Form von Schuldenstreichungen und Entschädigungszahlungen politische Verantwortung für ihre Geschäfte mit der Apartheid zu übernehmen. Deshalb liegt es in der Logik der jetzt von Apart-

heidopfern in Südafrika und ihren Anwälten in den USA eingereichten Sammelklagen, dass diese auch auf die Opfer der Apartheid in der Region ausgeweitet werden.

In diesem Sinn gilt das Wort Kaundas gegen Ende seiner Eröffnungsrede des Kongresses in Bonn. „Now we need global action on the excess baggage of apartheid still with us“ – „Jetzt brauchen wir internationalen Druck zur Beseitigung der unerträglichen Last der Apartheid, die wir immer noch mit uns schleppen.“ Die Beseitigung der durch die Apartheid verursachten Schulden und Schäden bleibt weithin eine noch unerledigte Agenda.

Theo Kneifel, Kirchliche Arbeitsstelle
Südliches Afrika (KASA), c/o
Werkstatt Ökonomie, Obere Seegasse
18, 69124 Heidelberg, T 06221 – 78 55
45, F – 78 11 83 theo.kneifel@weok.de
www.weok.de

Ein flyer zur Internationalen Kampagne für Entschuldung und Entschädigung im Südlichen Afrika kann auf Deutsch und Englisch bei der Koordinationsstelle des Tanzania-Network.de e.V. (ks@tanzania-network.de), bei KASA (theo.kneifel@weok.de) oder bei der Koordination Südliches Afrika in Bielefeld (kosa@kosa.org) als pdf-Datei angefordert werden.

Internationale Kampagne für Entschuldung und Entschädigung im Südlichen Afrika

KASA c/o Werkstatt Ökonomie, Obere
Seegasse 18, 69124 Heidelberg, T 06221
– 78 55 45, F – 78 11 83
theo.kneifel@weok.de www.weok.de

Medico International, Obermainanlage 7,
60314 Frankfurt, T 069 – 944 38 27, F –
436 002, jung@medico.de www.medico.de

KOSA Koordination Südliches Afrika
August-Bebel-Str. 62, 33602 Bielefeld, Tel
0521 – 986 48 51 / 52, Fax – 63789
welthauskosa@aol.com www.welthaus.de

Solidaritätsdienst International,
Grevensmühler Str. 16, 13059 Berlin, T 030
– 928 60 47, F – 928 60 03, [SODI-
international@t-online.de](mailto:SODI-international@t-online.de)

Vorurteile, Stereotypen, Klischees

Konni Freier (Regionale Arbeitsstellen für Ausländerfragen, Jugendarbeit und Schule, Brandenburg e.V.)

Das konkrete Beispiel, mit dem ich mich beschäftige, ist die Begegnung von Menschen aus Sansibar und Menschen aus dem Land Brandenburg und Berlin im Rahmen von Entwicklungszusammenarbeitsprojekten auf der Insel Sansibar (s. auch HABARI 2/2002). Aufgrund dieses Rahmens bietet die Begegnung, obwohl von beiden Seiten gewollt, keine Chance für ein gleichberechtigtes Miteinander. Die Voraussetzungen für die Kommunikationsteilnehmer/innen sind sehr unterschiedlich. Das liegt nicht nur an der Verschiedenheit der jeweiligen Kultur, sondern vor allem an der ökonomischen Situation. Angehörige eines reichen Industrielandes treffen auf Menschen in einem sogenannten Entwicklungsland. Die einen nehmen die finanzielle Hilfe des anderen in Anspruch und sind darauf angewiesen. Damit begeben sie sich in ein Abhängigkeitsverhältnis. Die finanziellen Zuwendungen sind kein Geschenk. Die Seite der Geldgeber/innen erwartet Berichte und Rechenschaft über den Verbleib und über die "sinnvolle" Nutzung der Finanzen. Da die Empfänger/innen auf die Gelder angewiesen sind, stehen sie in der sozialen Hierarchie weit unter den Geldgeber/innen. Sie müssen Aufgaben erfüllen und aus Angst, die Gelder nicht mehr zu bekommen ist Widerspruch, Kritik oder eine offene Diskussion schlecht möglich, um so mehr, wenn die Adressat/innen an einen widerspruchslosen Umgang mit Autoritäten gewöhnt sind.

Auf der anderen Seite haben die Empfänger/innen ‚Heimvorteil‘, was für die aktuelle Begegnung sehr nützlich ist. Sie befinden

sich in ihrem gewohnten Umfeld, sind weit in der Überzahl, nutzen unhinterfragt die einheimische Sprache, ziehen aus dem Projekt einen effektiven Nutzen, was heißt, dass ihr Vorhaben am Ende des Projekts realisiert ist und sie können sich zurückziehen, wenn sie von der interkulturellen Begegnung ‚genug haben‘. Die Vertreter/innen aus dem Norden dagegen sind zwar hochmotiviert, müssen sich aber in kürzester Zeit in einer völlig ungewohnten Umgebung zurechtfinden, in der sie auf viele Selbstverständlichkeiten (Waschmaschine, Strom, gewohntes Essen, Betten, Medien usw.) verzichten müssen. Sie sehen sich einer großen Anzahl Dorfbewohner/innen gegenüber, deren Sprache sie nicht beherrschen, deren Verhaltensweisen sie nicht kennen, und die Wünsche äußern, die sie in aller Regel nicht erfüllen können oder wollen.

Stereotypen und Vorurteile

Gemeinhin versteht man unter Stereotypen und Vorurteilen vorgeformte Überzeugungen über die Eigenschaften von sozialen Gruppen. Aus Stereotypen allein geht noch keine feindselige Einstellung gegenüber dem Fremden hervor. Vorurteile hingegen können gefährlich werden. Sie basieren auf negativen Gefühlen, Überzeugungen und Verhaltensintentionen. Woher kommen Vorurteile? Kategorisierungen müssen sich nicht auf die ethnische oder kulturelle Identität beziehen. Es existieren auch Vorurteile über Berufsgruppen, Menschen des anderen Geschlechts, gar über Menschen mit bestimmten Haarfarben. Vorurteile sind

schwer zu ändern, da es verschiedene psychologische Mechanismen gibt, die verstärkt ausgelöst werden, wenn das Individuum durch konkrete Erfahrung irritiert ist und sich neu orientieren muss. Erschwerend kann hinzukommen, dass Vorurteile mit konkreten Interessen verbunden sind. Das können materielle, aber auch ideelle Interessen sein, die auf den Vorurteilen basieren. Besonders die europäisch-afrikanische Beziehung ist durch Vorurteile geprägt, die in einem langen und sehr ausgeprägten Machtverhältnis entstanden sind. Auch ältere Einflüsse, so die schwarz-weiß Dichotomie in der Bibel, europäische Einstellungen zum Fremden als Wahrnehmung von ‚Barbaren‘ in der Antike und religiöse Vorurteile der Weltreligionen gegenüber sogenannten ‚Heiden‘ oder ‚Naturreligionen‘ haben schon vor dem direkten Kontakt zwischen Angehörigen der verschiedenen Kulturen die Herausbildung von Stereotypen gebahnt. Unter diesem Aspekt sind auch Erwartungen wichtig, die Teilnehmer/innen bezogen auf eine Reise nach Afrika haben. Erwartungshaltungen zahlreicher Teilnehmer/innen resultieren aus der Unzufriedenheit über eigene Lebenszusammenhänge und fördern Projektionen und Wunschbilder in die Fremde. Diese bestimmen oft die Motivation zu Fernreisen und werden trotz gegenteiliger Fakten vor Ort mitunter verschärft. Der Vergleich zu früheren, besseren Zeiten wird gern gezogen, wobei die realen Umstände außer acht gelassen werden. Trugschlüsse sind zum Beispiel die vermeintliche Harmonie mit der Natur afrikanischer Völker und die Vorteile des engen sozialen Zusammenhalts.

Kenntnisse

Deutsche Teilnehmer/innen an dem Besuch in Zanzibar hatten schon vorher bestimmte

Bilder von dem Land, in das sie fahren würden:

“Ich glaube, dass die Afrikaner kaum arbeiten und dass sie auf Hilfe von ‚fleißigen und klugen Weißen‘ angewiesen sind.” (Tobias 1992)
“... Armut, Elend, primitive Wohnverhältnisse” (Andreas 1992)
“Die Menschen stelle ich mir als hilflose Arme vor, die aufgrund der Kolonialpolitik in wirtschaftliche, politische und kulturelle Abhängigkeit geraten sind und sich ohne sogenannte Entwicklungshilfe überhaupt nicht mehr selbst helfen können. Ich denke, Sie werden unsere Ratschläge begeistert annehmen und sich nach ihnen richten.” (Beatrix 1992)

Auch die sansibarischen Partner/innen haben Vorurteile. Ihren Gästen gegenüber haben sie nur wenig davon artikuliert. Wenige Teilnehmer/innen bekamen auch in Gesprächen etwas von den sansibarischen Vorstellungen über Wazungu zu hören.

“Die Tansanier hatten, wie ich in Gesprächen und durch Beobachtungen herausfand, keine gute Meinung von den Weißen. Auf der einen Seite sahen sie in uns immer noch die Kolonialherren, die sie und ihr Land nur ausnutzen und ausbeuten wollen. Auf der anderen Seite fühlten sie sich von uns bedroht, da die Weißen immer alles verändern wollen. Des weiteren sahen sie in uns Menschen, denen es niemals schlecht ginge, da sie alle Probleme mit Geld lösen könnten. In unserem Projektort Bambi galten wir Deutsche als arbeitsam aber auch als hektisch und schwierig.” (Diane 1995)

Diese Meinungen sind sicher unter Tansanier/innen vorhanden, ob sie aber weit verbreitet sind und wieweit die deutschen Beobachtungen durch eigene Ängste getrübt sind, ist nicht eindeutig zu klären. Objektive Wahrnehmung gibt es in der interkulturellen Begegnung nicht. Jede/r hat einen anderen Hintergrund und nimmt Ereignisse nur durch eine individuelle Brille wahr.

Tempo

Die Geschwindigkeit, mit der bestimmte Tätigkeiten ausgeführt werden, kann sich deutlich voneinander unterscheiden. Eine Teilnehmerin betreute die sansibarischen Partner/innen bei einem Reversbesuch in Deutschland. Während sie es gewohnt war, sich durch Berlin mit einem sehr hohen Schrittempo zu bewegen und nach öffentlichen Verkehrsmitteln zu sprinten, hatten die sansibarischen Gäste es schwer, mit diesem Tempo Schritt zu halten. Die sansibarischen Gäste übten daran keine Kritik, sondern versuchten, bei diesem Tempo mitzuhalten. Bemerkte wurde die Unstimmigkeit erst, als eine sansibarische Frau beim Rennen nach der U-Bahn stolperte und sich sogar noch den Arm brach. Von da an wurde besser auf solche Feinheiten im Umgang miteinander geachtet. An dieser Stelle will ich aber nicht sagen, dass die Sansibaris sich generell langsamer bewegen, ausschlaggebend ist die Umgebung. In unwegsamem Gelände zwischen den einzelnen sansibarischen Dörfern legten die Dorfbewohner/innen ein sehr zügiges Tempo vor, auch sie mussten öfter auf ihre Gäste warten. Festzuhalten ist, dass das Tempo nicht ausschließlich kulturell vorgegeben ist, sondern dass der Kontext das Entscheidende ist.

Was das Arbeitstempo angeht, konnten ganz verschiedene Erfahrungen gemacht werden. Während die einen sich in ihrem Klischee

bestätigt sahen, dass die Afrikaner/innen langsamer arbeiten, mussten andere gehörig damit aufräumen. Es wird dabei deutlich, dass dieses Phänomen nicht mehr nur kulturell bedingt ist, sondern abhängig von den beteiligten Personen, der Arbeitsstelle, der Arbeit selbst u.a. So ist es auch unterschiedlich, wie die einzelnen mit dieser Arbeitsweise umgehen. Wo sich einige wohl fühlten, Arbeiten ruhig und gelassen anzugehen, waren andere frustriert über die unorganisierte und uneffektive Arbeitsweise.

“Neben sämtlichen Arbeiten, die alle gemütlich und mit viel Zeit erledigt wurden, gibt es immer viel zu erzählen, so dass es bestimmt keine Qual ist für die Vorbereitung des Essens nicht wie hier höchstens eine halbe Stunde, sondern den gesamten Vormittag zu brauchen.” (Vivian 1997)

“Probleme gab es mit der ruhigen Arbeitsweise der Afrikaner, mit der wir förmlich nicht mitkamen. So gab es oft Frust und lange Gesichter. Auch über das offensichtliche Missverhältnis bei der Arbeitsverteilung und bei der Arbeitsorganisation gab es Unverständnis.” (Denis 1995)

Folgendes Beispiel zeigt, dass auch sehr schnell gearbeitet werden kann. Das habe ich nicht nur in der Stadt, sondern auch den Dörfern bei einigen Arbeiter/innen erlebt. Über deren Ansporn kann ich spekulieren. Es ist gut möglich, dass die Arbeiter/innen ihr Projekt schnell beendet haben wollten; es ihnen großen Spaß machte, gemeinsam mit Europäer/innen zu arbeiten; sie den Deutschen etwas beweisen wollten oder aber sie einfach generell sehr fleißig und ehrgeizig sind.

“Das Arbeitstempo war enorm hoch und brach alle meine Vorstellungen vom Arbeiten in Afrika. In den vier Wochen wurde viel geschafft. Die Sansibaris legten sogar Sonderschichten ein.” (Andreas 1992)

“Bei dem gewaltig schnellen Arbeitstempo vergingen alle Zweifel des typisch europäischen Denkens, dass die Afrikaner faule Leute seien. Klischees konnten sich nicht lange halten, bei dem was wir erlebten.” (Robert 1994)

Geschenke

Bei den meisten Waswahili ist es üblich, dass sie geben, was sie haben. Das zeigt sich deutlich im Ausmaß der Gastfreundschaft, Willkommens- und Abschiedsgeschenke, aber auch innerhalb der Großfamilie. In dieser werden größere Einkünfte sofort an ärmere Verwandte umverteilt. Das ist eine Form der sozialen Absicherung, da sich innerhalb der Großfamilie darauf berufen werden kann. Es führt aber auch dazu, dass nur wenige ihre ökonomische Situation tatsächlich verbessern können, denn die Verwandtschaft ist sehr groß und es gibt immer noch Ärmere. In Deutschland reванchiert man sich für erhaltene Gaben. Eine soziale Absicherung innerhalb der Familie ist aufgrund der staatlichen Absicherung nicht mehr notwendig, sondern wird nur noch aus moralischen Gründen praktiziert. Es existiert dazu noch eine diffuse Vorstellung von Gerechtigkeit (,Wenn ich dem einen soviel gebe, muss ich dem anderen genauso viel zukommen lassen‘). Da die deutschen Teilnehmer/innen in den Projekten einer Mehrheit gegenüberstanden und für deutsche Verhältnisse relativ wenig finanzielle Mittel zur Verfügung hatten, gerieten sie in Schwierigkeiten. Um mit

ihren moralischen Vorstellungen von gerechter Verteilung in Einklang zu bleiben, schenkten viele gar nichts, schickten mit derselben Begründung auch nicht die versprochenen Fotos nach Sansibar.

“Wir konnten immer gut essen und hätten viele Geschenke für die Dorfbewohner kaufen können. Dies taten wir nicht, sonst hätten wir jedem etwas schenken müssen. Ähnlich war es mit Süßigkeiten und unseren Klamotten, für die wir neidisch angesehen wurden. Die Süßigkeiten musste man heimlich kaufen, wenn man etwas davon behalten wollte.”(Haxhi 1995)

Solches Verhalten stieß auf Unverständnis und Enttäuschung bei den Sansibaris. In ihren Augen hatten die Deutschen unverhältnismäßig viel Geld, sie konnten sich eine Reise nach Sansibar leisten, trugen schicke Sachen, hatten jede/r ein Uhr und Kameras, hatten immer reichlich zu essen, rauchten und tranken Soda. Das sind Botschaften nonverbaler Art, die die Sansibaris während aller Projekte beobachten konnten und zu dem Schluss führten, dass die Gäste reiche Menschen seien. Fragen nach Geschenken von sansibarischer Seite waren deshalb die Folge. Von solchen Fragen, die teilweise fordernden Charakter annahmen, waren nun die deutschen Teilnehmer/innen sehr enttäuscht. Das hatte mit Betteln zu tun und passte nicht zu einem ‚ehrlichen‘ Menschen.

“Obwohl man manchmal glaubte, sich mit jemandem gut zu verstehen, wurde der Eindruck nach einer Weile durch mehrere Forderungen nach Geschenken zerstört und es stellte sich die Frage, ob man in der Hoffnung auf Geschenke so

nett war und nicht wegen dem Menschen.”(Nadine 1997)

Die tatsächlich ökonomisch sehr benachteiligte Situation wurde dabei nicht berücksichtigt, obwohl sie von allen Teilnehmer/innen in irgendeiner Weise wahrgenommen wurden.

“Etwas erdrückend, traurig und dennoch nicht zu ändern empfand ich die Situation beim Essen, bei der wir unsere Fenster und Türen schließen mussten, weil uns sonst hungrige Augen auf unsere vollen Teller geguckt hätten. Zu wissen und aus der Nähe mitzerleben, dass nicht alle Menschen satt werden, war deshalb so schlimm, weil man dem hilflos gegenüber stand und nicht wusste, wie man es ändern kann.” (Nadine 1997)

Hilflosigkeit war fast immer die einzige Reaktion auf das ökonomische Ungleichgewicht. Hinzu kam, dass viele keine Idee hatten, was man schenken könnte. Auf der einen Seite wollten sie kaum Geld ausgeben, andererseits wollten sie sich mit allzu billigen Sachen nicht lächerlich machen. In der Konsequenz ließen viele Teilnehmer/innen gebrauchte Anzihsachen von der Baustelle und andere unnütz gewordene Dinge da. Schließlich wurde der Platz im Rucksack für zahlreiche Gastgeschenke der Sansibaris (Stoffe, Kleidungsstücke, Handarbeiten usw.) gebraucht.

Die mangelnde Vorstellungskraft, was die sansibarischen Partner/innen brauchen könnten, paarte sich mit finanziellem Unvermögen (die meisten der Jugendlichen hatten schon einen großen Aufwand, den Eigenanteil dieser Reise aufzubringen). Hinzu kommt bei vielen fehlendes Einfühlungsvermögen in die Situation wirklich

armer Menschen. Die in Deutschland als eher ‚arm‘ geltenden Schüler/innen und Student/innen konnten sich nur sehr schwer mit der Rolle reicher Europäer/innen abfinden. Mit dem Annehmen von Geschenken (einmal sogar ein ganzes Huhn) hatten sie dagegen keine Probleme und fühlten sich geehrt. Zu Enttäuschung auf deutscher Seite kam es auch, wenn dann tatsächlich etwas verschenkt wurde. Nachdem die Geschenke schön verpackt waren, wurden sie an die Empfänger/innen überreicht. Statt großer Freude nahmen sie diese wortlos und selbstverständlich entgegen, packten sie auch nicht aus. Deutsche Erwartungen wurden so nicht erfüllt. Am nächsten Tag jedoch trugen die Sansibaris stolz die neuen Sachen.

Reich und Arm

Viele der oben beschriebenen Missverständnisse wären nicht aufgetreten, wenn die Ausgangslage für die Kommunikation eine materielle Gleichstellung der Partner wäre. Niemand würde auf die Idee kommen, den anderen anzubetteln, auf deutscher Seite gäbe es keinen Frust und kein Misstrauen gegenüber den Sansibaris, dass diese es evtl. nur auf ihren Reichtum abgesehen hätten.

“Deutsche lieben es, überall herumzureisen, weil sie viel Geld haben. Wir würden auch gern andere Orte besuchen, aber das können wir uns nicht leisten.” (Mwanajuma 1996)

“Manchmal kam in mir das Gefühl hoch, nur die reiche Westeuropäerin zu sein, die mit ihrem scheinbar nie endenden Geldvorrat diesen Bau mit finanziert, ein bisschen den Spaten schwingt sich dann in die Sonne legt und nach vier Wochen wieder abreist.” (Daniela 1996)

Thema: Vorurteile

Hier stellt sich die Frage, woher dieses Gefühl kommt. Viele der deutschen Jugendlichen haben solche Erfahrungen gemacht, einige im Dorf, meist, nachdem sie um Geschenke gebeten worden sind, man ihnen also zu nahe getreten ist mit echten Forderungen, vielleicht um die neue Freundschaft zu prüfen, vielleicht, um Selbstverständlichkeiten einzufordern? Bei anderen kam dieses Gefühl erst auf der anschließenden Reise, wo sie noch direkter und hilfloser der Armut bettelnder Kinder gegenüber standen.

“Arusha war ein Schock. Armut, bettelnde Mütter mit Kindern, viele Leprakranke. Ich hatte ein schlechtes gewissen, fühlte mich hilflos, wollte helfen, wusste aber nicht, wie...” (Dörte 1996)

Unterschwellig ist bei vielen deutschen Teilnehmer/innen aller Jahrgänge die Angst vorhanden, sie könnten bei den Dorfbewohnern einen Prozess in Gang gesetzt haben, der die Ungerechtigkeiten der materiellen Ungleichverteilung hervorhebt und damit auch Neid und Missgunst nach sich zieht.

Die Befürchtung, dass die Dorfbewohner mit ungeahntem Luxus in Berührung gekommen sind und jetzt nach diesem streben, war bei vielen sehr groß.

“Die größte Gefahr sehe ich darin, dass die Dorfbewohner unseren Wohlstand sahen und dadurch Wünsche entstehen, die sie nicht befriedigen können. Viele sehen Europa jetzt bestimmt erst recht als den erstrebenswerten Kontinent an.” (Anke 1995)

Der Gegensatz zwischen Reich und Arm ist einer der größten sozialen Gegensätze. Den deutschen Teilnehmer/innen war das vorher bewusst, nach den Vorstellungen über Afrika vor der Reise befragt, war Armut ein wesentliches Charakteristikum für den Kontinent. Tatsächlich gehört Tansania zu den ärmsten Ländern der Welt. Was Armut konkret bedeutet, konnten sich die meisten jedoch nicht vorstellen.

Konni Freier, Schliemannstr. 29, 10437 Berlin, T 030- 447 30 531
konni.freier@gmx.de

Vorsicht Vorurteile

Auch Partnerschaften müssen lernen, die Fremden wahrzunehmen

Dr. Lothar Bauerochse (Frankfurt)

Es ist ein hoher Anspruch, den zwischenkirchliche Partnerschaften von Gemeinden und Kirchenkreisen mit sich herumtragen: Es ist der hohe Anspruch, nach Jahren des Kolonialismus und des Paternalismus eine neue Beziehung aufzubauen zwischen Menschen aus dem Norden und Menschen aus dem Süden. Eine Beziehung der Gegensei-

tigkeit, eine Beziehung des wechselseitigen Lernens, eine Beziehung, die größere menschliche Nähe zulässt und tieferes Kennenlernen ermöglicht. Eine Beziehung, in der sich die Partner auf „Augenhöhe“ begegnen und gegenüber stehen. Zwischenkirchliche Nord-Süd-Partnerschaften – das fällt jedem auf, der mit ihnen

zu tun hat – sind geprägt von starker Motivation und hohem Engagement der Mitarbeitenden. Es gibt wenige kirchliche Arbeitsfelder, in denen Ehrenamtliche so viel Zeit und Herzblut investieren. Und tatsächlich gibt es wohl kaum vergleichbare Formen der Begegnung zwischen den Kulturen, die so sehr auf Intensität, Dauer und Verbindlichkeit angelegt sind. Entscheidend sind die direkten Begegnungen während der Reisen. Sie geben dem Engagement „ein Gesicht“. Wer in Partnerschaften mitarbeitet, der setzt sich ein für bekannte Namen, für Menschen, die man ganz nah erlebt hat, mit denen man Freundschaft geschlossen hat. Und trotz aller Kommunikationshindernisse wie Sprache, Entfernung, schwieriger Postweg: auch in Zeiten des Ärgers, der Enttäuschung und der Kontaktdürre bleiben die Partner beieinander. Partnerschaften entwickeln einen langen Atem, die Partner stehen verbindlich zueinander, und sie wissen dies auch jeweils vom anderen. Hier gibt es kein kurzatmiges Wechseln der Themen und Aktivitäten, sondern die andauernde, verbindliche Weggemeinschaft. Sind Partnerschaften darum eher davor gefeit, irgendwelchen Vorurteilen von den jeweils anderen anheim zu fallen?

Die Antwort ist zweifach: Tatsächlich gilt auch für Partnerschaften die Warnung „Vorsicht, Vorurteile!“ Ja, es gibt sogar Vorurteile, die gerade in zwischenkirchlichen Partnerschaften besonders häufig ausgeprägt und verstärkt werden. Und daran ändern auch die unmittelbaren Begegnungen während der Besuchsreisen nicht automatisch etwas. Ein alter Satz der Reiseforschung sagt: Wir sehen auf Reisen vor allem das, was wir vorher schon wussten. Insofern können Partnerschaften auch alte Vorurteile verstärken. Und es gibt genug Beispiele dafür.

Auf eine Vorurteils-Falle weist wohl das Problem hin, mit dem alle Nord-Süd-Partnerschaften zu kämpfen haben. Der Konflikt nämlich, dass man immer wieder behauptet, die Projekthilfe solle nicht im Vordergrund stehen. Und dann nehmen doch die Diskussionen über Gelder und Projekte den weitestgrößten Raum ein. An dieser Stelle, so meine ich, müssen sich die deutschen Partnerschaftsgruppen fragen lassen, ob sie nicht doch und immer wieder in ihren Partnern zuallererst die Armen und Hilfsbedürftigen wahrnehmen, die Objekte ihrer Hilfsbereitschaft. Die Warnung „Vorsicht, Vorurteile!“ gilt aber auch gegenüber dem umgekehrten Satz: Da heißt es gerne, die tansanischen Partner seien spirituell so viel lebendiger als deutsche Christen. Auch auf der anderen Seite lassen sich die Vorurteile entdecken: Viele Christen in Tansania sehen in ihren deutschen Partnern noch immer so etwas wie „Väter und Mütter im Glauben“ und – nicht nur, aber das auch – den „reichen Onkel“.

Insofern die erste Antwort: Nein, Partnerschaften sind nicht davor gefeit, den lieb gewordenen Vorurteilen anzuhängen, und zwar manchmal über recht lange Zeit. Aber es gilt dann eben auch der andere Satz: Immerhin bieten Partnerschaften die Möglichkeit, Vorurteile aufzubrechen. Sie bieten den Raum, innerhalb dessen die Partner ihre hergebrachten Bilder und Werturteile überprüfen können. Sie bieten die Gelegenheit, die fremden Partner neu wahrzunehmen. Allerdings: Dieser Lernprozess muss immer wieder bewusst gestaltet werden. Und darum gilt: Auch Partnerschaften müssen *das Verstehen der Fremden einüben!* Das beginnt schon mit der Vorbereitung von Reisen und es hört nicht auf bei der regelmäßigen Nacharbeit und Auswertung der Begegnungen.

Vor allem aber gilt es, in der Begegnung mit den Partnern eine neue Haltung der Wahrnehmung einzuüben. Der Heidelberger Missionswissenschaftler Theo Sundermeier hat in seiner „Hermeneutik des Fremden“ vier Stufen eines dynamischen Prozesses des Verstehens beschrieben. Am Anfang steht die nüchterne und sachliche Wahrnehmung der Anderen. Dazu ist es notwendig, in den Begegnungen zu sehen, zu hören, zu fragen und zu beschreiben: was sehen wir? was hören wir? was erleben wir? Und das, ohne sogleich zu werten. Die Wahrnehmung muss sich jeder Wertung enthalten. In einer zweiten Stufe kann das Wahrgenommene in seinen historischen, kulturellen und gesellschaftlichen Kontext eingeordnet werden. In einer dritten Stufe geht es darum, die Werthaltungen, Symbole und Interpretationen der Anderen zu erkennen. Erst in der vierten Stufe erfolgt der Transfer in die eigene Situation.

Ein solcher Lernprozess, der auf das Verstehen der fremden Partner zielt, braucht Zeit. Nur leider nehmen sich die Partnerschaften auf ihren Begegnungsreisen diese Zeit so gut wie nie. Da wird ein enges Besuchsprogramm absolviert, ein Termin jagt den anderen und die Zeit dazwischen vergeht auf der Fahrt. Die Auswertung der Begegnung beschränkt sich auf ein kurzes Abschlussgespräch. Und auch dort dominieren organisatorische Fragen und die Themen der Projektabwicklung. Nötig wäre es, dass sich die Partner möglichst täglich, mindestens aber pro Woche einen Tag Zeit nehmen, um sich miteinander über ihre jeweiligen Wahrnehmungen auszutauschen, um Hintergründe zu erfragen und um auch das eigene Verhalten zu reflektieren. Wo Partnerschaften eine solche Haltung des Verstehens neu einüben wollen, sollten sie sich sogar noch mehr Zeit nehmen. Denn so verschieden die Kulturen sind, so sind auch

die Formen und Weisen der Reflexion verschieden. Die fremden Partner wahrzunehmen beginnt also schon damit, erst einmal zu entdecken, wie in der jeweiligen Kultur reflektiert und gelernt wird.

Was das in Partnerschaften konkret heißen kann? Um es verkürzt anzudeuten: Wenn die deutschen Partner eine Situation der Not und der Armut erleben, wird die erste Reaktion nicht heißen: Was ist hier zu tun? Wie können wir helfen? Sondern zunächst geht es um eine vertiefte Wahrnehmung: Wie stellt sich die Situation wirklich dar? Welche Ursachen, Faktoren, Hintergründe sind erkennbar? Wie gehen die Partner bisher mit dieser Situation um? Welche Interpretation und Werthaltungen geben sie selbst? Welche Energien der Bewältigung haben sie entwickelt?

Es mag sein, dass am Ende eines solchen gemeinsamen Nachdenkens dann doch eine Projektidee steht. Aber bis dahin werden die Partner weit mehr aneinander entdeckt haben. Und vermutlich wird die Projektidee eine andere Gestalt gewonnen haben. Vor allem werden die deutschen Partner genötigt worden sein, mehr über die eigenen Verstrickungen in die Verstrickungen von Armut und Reichtum nachzudenken.

Wenn dieser Prozess des gegenseitigen Verstehens gelingt, dann wird vor allem vermieden, dass sich das wohl schmerzhafteste Vorurteil weiter festsetzt, welches man auch immer wieder in Partnerschaften finden kann, vor allem im Zusammenhang mit gescheiterten Projekten: dass nämlich die Partner im Süden ohne die Hilfe aus dem Norden nicht leben können.

Dr. Lothar Bauerochse, Journalist,
Mühlingstraße 23, 69121 Heidelberg,
069 – 155 – 27 32,
LBAUEROCHSE@hr-online.de

Kulturen im Dialog?

Bericht über ein Seminar der Reihe „Eine Welt“ in Berlin

Ronald Höhner (Berlin)

Interkulturelle Kommunikation und Begegnung sind notwendige Begleiterscheinung der Globalisierung und zugleich eine der größten und allgegenwärtigen Herausforderungen und Chancen im Ringen um die EINE Welt. In der Entwicklungszusammenarbeit steht der Dialog der Kulturen unter der besonderen Charakteristik des Gebens und Nehmens. Was daraus folgt und welche Problematiken damit verbunden sind, war Anliegen der Veranstaltung. Das Seminar machte den Versuch, über das Kennenlernen der anderen Kultur und in Abgrenzung dazu die eigene Kultur wahrzunehmen. Dieser Perspektivenwechsel war eine spannende Reise durch die eigene (Vor)Urteilmwelt, die zu Fragen jenseits der Alltagsdiskussion führte und eine Diskussionserfahrung ohne gewohnte „richtig/falsch“- Schemata war.

Zu Beginn der Veranstaltung hingen verschieden Aussagen zum Thema Entwicklungspolitik aus Politik, Kirche und NRO-Szene an der Wand. Die TeilnehmerInnen versuchten, Diskussionspunkte und Gemeinsamkeiten herauszuarbeiten. Es wurde das Bild einer geschichtslosen Entwicklungszusammenarbeit (EZA) konstatiert, dass Kolonialherrschaft weitgehend ausblendet. Selbstverständnis der EZA ist somit keineswegs eine Wiedergutmachung, sondern eine eurozentristische Hilfe. Man könnte die Einstellung von Politik bis zu kirchlichen und privaten Trägern mit dem Satz „... die Entwicklungsländer organisieren es eben nur schlecht!“ umreißen. Entwicklung findet also unter dem Überlegen-

heitsgefühl der eigenen Kultur, eigenen Werte und Erfolge statt, an denen die „unterentwickelte Welt“ nun teilhaben soll. Eine Diskussion entwickelte sich zur Bedeutung des Wissens. Uschi Eid, Staatssekretärin im BMZ, betont in ihrem Entwicklungsverständnis neben einem karitativen Ansatz zur Armutsüberwindung, dem Recht auf Selbstbestimmung und der Hilfe zur Selbsthilfe auch die herausragende Rolle von Wissen und Information in diesen Prozessen. Uschi Eid:

„In Entwicklungsländern ist Wissen, der Zugang zu Bildung, zu nutzbringenden Informationen oft Mangelware. Hier liegt einer der zentralen Entwicklungsempässe für die Länder des Südens und Ostens und hier liegt auch eine der zentralen Herausforderungen für die Weltgemeinschaft. Denn ohne das Schließen dieser Wissens- und Informationslücke ist nachhaltige Entwicklung in den Entwicklungsländern nicht möglich.“

Diese Sichtweise hebt sich deutlich vom traditionellen Selbstverständnis der EZA ab und vermittelt auf den ersten Blick den Eindruck eines komplexeren und fortschrittlichen Entwicklungsbildes. Allerdings wird dabei implizit unterstellt, dass in der 3. Welt nichts oder das Falsche gewusst wird. Wissen und Information werden also an europäischen Maßstäben gemessen. Keine Würdigung findet dabei der große Wissensschatz, unter Existenz bedrohenden Ver-

hältnissen und extremen Naturbedingungen als kulturelle Gemeinschaft zu überleben. Das Wissensverständnis, welches dem Zitat zu Grunde liegt, ist ein ähnliches, wie in den aktuellen Bildungsdebatten oder der Arbeitsmarktpolitik. Wissenswert ist, was wirtschaftlich verwertbar ist ... musische Bildung in der Schule erfüllt diese Kriterien nicht, Sozialwissenschaft ist eine „brotlose Kunst“, Philosophen fahren Taxi oder werden zu Assistenten der Geschäftsführung für HighTech-Unternehmen umgeschult. Insofern ist das Zitat von Uschi Eid ein Spiegelbild eines europäischen Bildungsverständnisses und damit auch dieser fortschrittlich scheinende Ansatz wiederum ein eurozentristischer.

Eine spannende Debatte folgte dann zum Thema Internet. Ist Internet gefährlich für Afrika? Die Frage scheint absurd, angesichts der vielfältigen Vorteile des Wissenszugangs, der demokratischen Meinungsäußerung und der Vernetzungsmöglichkeiten. Schwieriger liegt die Bewertung bereits, wenn man bedenkt, dass das Internet im Norden einen langen Vorlauf mit anderen Medien und Medienkompetenz hatte und seit 1993 Schritt für Schritt den Alltag eroberte. Welche Folgen hat ein abrupter und unvorbereiteter Einzug für die afrikanische Gesellschaft? Es werden vor allem die Jungen das Netz nutzen. Bislang jedoch ist in der afrikanischen Kultur das Alter mit Weisheit besetzt, daraus bestimmt sich die herausragende Rolle und soziale Absicherung der älteren Generation in Familie und Gesellschaft. Müssen wir dann nicht auch über die Gefahren nachdenken, ob Wissenszugang ein funktionierendes System der Altersabsicherung zerstört? Und ist es in Zeiten von Tausenden Hungertoten stündlich wirklich der richtige Zeitpunkt, um über Internetanschlüsse in afrikanischen Dörfern

zu sinnieren? Und welches Wissen verbreitet sich über das Netz, welche Wahrheiten setzen sich durch? Ist nicht anzunehmen, dass Wahrheit um so glaubwürdiger ist, je besser sie verpackt ist und je präsenter sie im Netz ist? Sind wir selbst kompetent, den Schein vom Sein im Netz zu unterscheiden? Die gegenwärtig euphorische Einstellung zum Internet als Entwicklungsmotor für die Dritte Welt klammert diese Fragen weitgehend aus und damit die wichtige kulturelle Dimension der Debatte.

In einem zweiten Teil des Seminars ging es um die TrägerInnen der EZA in Deutschland. Gemessen am Bruttoinlandsprodukt ist der Anteil der finanziellen Mittel für die EZA beschämend gering, das Ziel der 0,7% vom BIP ist klar verfehlt. Doch es ist noch schlimmer, denn Bürokratie und Förderpraxis schlucken unverschämt viel Geld. Bedenkt man, dass ExpertInnen, die EZA-Projekte umsetzen, maßgeblich EuropäerInnen sind und europäische Hilfsmittel, Maschinen oder Materialien zum Einsatz kommen, verwundert es nicht, dass in der technischen Zusammenarbeit rund 80% der Mittel Europa nie verlassen und bei den sonstigen Projekten es immer noch 55% sind. Ist das uneigennützig Hilfe zur Selbsthilfe?

Diese Frage wurde in einem dritten Teil, in dem es um die EntwicklungshelferInnen selbst ging, genauer erörtert. Dazu lagen den TeilnehmerInnen insgesamt 11 Erfahrungsberichte von EntwicklungshelferInnen des DED vor, die in Auszügen verteilt verlesen wurde. Dabei waren die Motivationen öfter als vermutet sehr persönlicher Natur. Es wurde von „Zäsur“ und „Neuanfang“ gesprochen, vom Wunsch einer „veränderten Lebensweise“ oder „anderen Werten“ sowie der Sehnsucht nach „Selbstverwirklichung“.

In den konkreten Schilderungen der Arbeit wurde deutlich, dass der Weg vom Helfen zum Diktieren sehr kurz ist. Projekte stehen unter (selbst)verordnetem Erfolgszwang und Erfolg wird europäisch definiert. Stellt sich dieser Erfolg nicht ein, sind die Bedingungen und Menschen vor Ort Gegenstand von Änderungsoptionen, nicht etwa das Projekt selbst. Es entsteht wider gute Vorsätze der Wunsch eines westlichen Managements und westlicher Arbeitsauffassungen, was in dem Satz eines Entwicklungshelfers in Tansania gipfelt „... wenn Tansania von Deutschen bevölkert wäre, könnte es ein blühendes Paradies sein.“ Man stelle sich nun vor, nepalesische EntwicklungshelferInnen kommen in ein deutsches mittelständisches Unternehmen und fordern dort Basisdemokratie und Konsensprinzip als Entscheidungspraxis ein – undenkbar!/? Aber mit umgekehrten Vorzeichen beschreibt diese Vorstellung ungefähr die angesprochene Situation und liefert kulturelle Erklärungsgründe für ein Scheitern von Entwicklungszusammenarbeit. Die Referentin fasste die Aussagen in der These zusammen, dass bei der Auswahl von EntwicklungshelferInnen die fachliche Kompetenz deutlich höher gewichtet wird als die soziale. Indiz dafür ist die stark fachliche Vorbereitung, während der Landessprache und kulturellen Charakteristika zu wenig Bedeutung beigemessen wird. So ist die notwendige Integrationskompetenz in eine fremde Kultur zu wenig ausgeprägt.

Dagegen werden EntwicklungshelferInnen nach Rückkehr noch bis zu einem Jahr weiterfinanziert, d.h. der Reintegration in die europäische Kultur wird deutlich mehr Bedeutung beigemessen. Noch erlebbarer wurde dieser Konflikt bei den Berichten von Betroffenen im Süden und ProjektpartnerInnen. Auf einleuchtende und nachvollzieh-

bare Art wurden Gründe eines gestörten Kulturdialogs offensichtlich. Da existiert die Meinung, EntwicklungshelferInnen sind Ergebnis von Arbeitslosigkeit und die Probleme werden durch Geld ausgelagert.

Bei der quantitativen Masse an Entwicklungshelfenden werden Ängste einer neuen Kolonialisierung und Missionierung wach. Allein der DED hat mehr als 1000 aktive EntwicklungshelferInnen im Einsatz, die GTZ und die Kreditanstalt für Wiederaufbau (KfW) noch mehr. Das Bild des Helfenden ist in der Wahrnehmung aus dem Süden deutlich anderes besetzt. Da kommen Leute aus der entwickelten Welt des Norden in die unzivilisierten Teile des Planeten und Bringen das Heil und Erleuchtung. Gleichzeitig wird konstatiert, dass die Menschen aus dem Norden im Süden Macht und Einfluss genießen, den sie daheim niemals hätten. Sie halten ihre Projekte für das allerwichtigste und machen statt ihre subjektive „europäische Ungeduld“ die Menschen vor Ort für das Scheitern IHRES Lebenswerkes verantwortlich. Dafür wird dann noch uneingeschränkte Dankbarkeit erwartet. Kontakte mit der einheimischen Bevölkerung bleiben oft auf elitärer Ebene, GesprächspartnerInnen sind Ministerialbeamte, Gebietskörperschaften oder Schuldirektoren. Die BewohnerInnen in Projektdörfern fühlen sich so oft „zu Statisten in der Kulisse“ der Entwicklungshelfenden degradiert, ohne eigene Meinung, Ansprüche und Kompetenz. Verstärkt wird dieser Eindruck durch die oft beobachtete Bildung „weißer Kolonien“, die sich in einem Gemisch aus Selbsthilfegruppe, Schicksalsgemeinschaft, Ort europäischer Identitäts- und Wertesuche sowie Abgrenzung gegen die als „fremd“ empfundene Kultur darstellt. Beeindruckend war am Ende die Frage einer einheimischen Lehrerin an die Entwick-

lungshelferin: „Wieso gibst Du *unser* Geld für eine Solaranlage auf deinem Haus aus, wo ich für meine Unterrichtsvorbereitung am Abend das Licht viel nötiger brauche?“ Aus dieser Frage spricht zugleich Selbstbewusstsein bezüglich eigener Entwicklungsvorstellungen, Anklage an die unflexible und verschwenderische Praxis der EZA und Wissen um Zusammenhänge. Als Fazit lassen sich Missstände in der Praxis von EZA offensichtlich viel zu oft mit einem unbegründeten Überlegenheitsgefühl der eigenen Kultur erklären oder andersherum formuliert, mit mangelnder Kulturkompetenz.

Am Ende ging es dann noch um konkrete Projekte, die vor dem erarbeiteten Hintergrund auf ihre „Nützlichkeit für wen?“ untersucht werden sollten. Von 12 zur Wahl gestellten wurden die Kinderpatenschaften ausgesucht. Zunächst überwog auf den ersten Blick die positive Betrachtungsweise, weil Kindern damit der Weg zu Bildung und damit Wohlstand eröffnet wurde und es eine unmittelbare Hilfeebene zwischen Nord und Süd ist. Doch je länger darüber geredet wurde, desto mehr Fragwürdigkeiten kamen auf. Wer wird denn eigentlich für die Patenschaften ausgewählt? Sind es nicht oft ohnehin privilegierte Kinder aus der Beamten-schicht und dazu noch nach europäischen Maßstäben „hübsche“ Kinder? Im Norden wird damit notwendige Entwicklungsleistung zur persönlichen Gewissensberuhigung, Kinder zum Werbeträger und Arbeitsplatzbeschaffer. Das mag nun mal im Kapitalismus so sein und selbst dieser Vorbehalt wird durch den Erfolg hinnehmbar. Wie sieht es aber aus, wenn man sich in die Situation der Eltern versetzt, wie fühlen diese sich wohl? Vor allem wenn die Spen-derInnen auch noch zu Besuch kommen?

Die Macht der PatInnen wird mit persönlichen Kontakten immer größer ... wenn dann noch ein Studium und Leben im Norden finanziert wird für das „eigene“ Kind, sind die Elternrechte dann vollends außer Blickweite. Auch in dieser Frage gab es kein RICHTIG und kein FALSCH. So viele Faktoren, von denen Bewertungen abhängen, so viele ABER WENN ... Die eigentliche Frage ist vielleicht auch nicht die nach der Richtigkeit, sondern nach dem Sinn. Dienen Kinderpatenschaften in ihrer höchst unterschiedlichen Praxis wirklich der Chancengleichheit oder fördern sie Eliten und gibt es andere Wege ein gleiches Ziel zu erreichen? So finanzieren einige NRO'n mit Patenschaften nicht die Kinder, sondern die Familie, was wenigstens familiär die Besserstellung abfedert. Noch weiter gehen NRO'n, wenn sie die Schule finanzieren und damit alle SchülerInnen profitieren. Es kommt also nicht darauf an, wie ein Projekt heißt, sondern welche Praxis und damit Sinn dahinter steht.

In diesem Sinne an alle die Aufforderung, sich Wertungen in der entwicklungspolitischen Diskussion nicht zu einfach zu machen und offen zu sein, für das HINTERGRÜNDIGE!

Referentinnen des Seminars waren:

Kornelia Freier, RAA Potsdam,
Vorstandsmitglied im Tansania-
Freundeskreis Twende Pamoja e.V. und
Tanzania-Network.de e.V.,
Afrikanistin, Kulturwissenschaftlerin
konni.freier@gmx.de

Claudia Schumann, Amerikanistin,
Kulturwissenschaftlerin

Vorurteile – Zum Beispiel über die Maasai

Arnold Kiel (Schöningen)

Wir wurden einmal gebeten, in einem Kreis von unserer Arbeit in Tanzania zu berichten. Als Themenvorschlag kam: Die schönen Maasai !

Ebenso wie die Indianer, die Buschmänner (San-Völker) oder Eskimos (Inuit) wecken die Maasai als Vertreter sogenannter indigener – also ursprünglicher – Völker ein besonderes Interesse und eine eigenartige Anziehungskraft. Ein Beispiel dafür ist die weite Verbreitung der reichlich merkwürdige Liebesgeschichte „Die weiße Maasai“.

Eine Sammlung von über 2000 Titeln von Büchern, Aufsätzen aus Fachzeitschriften, Artikeln aus Zeitungen und Illustrierten sowie ungedruckten Dokumenten und über 25 Jahre persönliche enge Kontakte als Maasaimissionar regen dazu an, das Phänomen „Die Maasai, ein Volk der Viehzüchter und Nomaden in Ostafrika“ zu befragen in seiner Wirkung auf die neugierige, faszinierte und forschende „Nicht-Maasaiwelt“, speziell die der EuropäerInnen. Welche Faktoren bestimmen die große Anziehungskraft, die gerade dieses Volk, eines von fast 150 tansanischen und über 70 kenianischen Völkern, so bekannt gemacht hat ? Gibt es doch kaum jemanden, der oder die nicht irgendeine Assoziation mit dem Namen Maasai verbindet ! „Kriegerisch, stolz, malerisch, schön, hochgewachsen, schlank, frech, arrogant, ursprünglich, selbst- und traditionsbewusst“, das sind nur einige der gängigen Attribute, die genannt werden, und fast jede und jeder hat ein bestimmtes Bild vor Augen, z.B. einen Morani (“Krieger“) auf einem Bein stehend auf seinen Stock

gestützt, das andere Bein angewinkelt, in einer weiten Steppenlandschaft vor einer großen Herde von Kühen.

Auf welche Weise funktionieren Vorurteile am Beispiel der Maasai ?

Fremdes verunsichert, fasziniert und macht Angst – wir wissen zunächst nicht genau, wie wir angemessen reagieren sollen. Darum brauchen wir ein gewisses Maß an Vor-Urteilen, wenn wir Fremdem begegnen, seien es Menschen oder Situationen, Sachen oder Begebenheiten.

Als die Europäer nach Afrika kamen, war ihnen fast alles neu, ungewohnt und fremd: Land und Leute, Klima und Essen – der unheimliche schwarze Kontinent. So hielten sie sich zunächst an vertraute und bekannte Maßstäbe. Und da passten die Maasai genau ins Bild. Sie erinnern im Aussehen und Verhalten an Eigenes: Hochgewachsen, gerade Nasen und schmale Lippen, stolz und selbstbewusst. So entstand gerade bei Deutschen das idealisierte Bild der schönen Maasai, die bewundert wurden. Offensichtlich ist das Stereotyp des „noble savage“, des edlen Wilden (Winnetou!) unausrottbar, wie es sich zum Beispiel an folgender Äußerung von Touristen – nach flüchtiger Begegnung mit Maasai auf dem Weg zu Serengeti – gegenüber Missionaren zeigt: „Seht die stolzen Söhne der freien Steppe (und was ist mit den Töchtern?!) Lasst sie doch in Ruhe und verschont sie mit euren zivilisatorischen Errungenschaften und christlichen Wertvorstellungen (z.B. der Einehe).“ Wie viel verborgener Neid und wie viel Sehnsucht, wie viel Enttäuschung

über Zwänge und Stress zu Hause und nicht gelebtes Leben mag in solchen Äußerungen verborgen sein ! Auf der anderen Seite werden Maasai auch verachtet. Dies trifft besonders auf die afrikanischen Nachbarvölker zu, die in ständiger Furcht vor Überfällen und Viehdiebstahl leben. Bauern können nicht verstehen, warum man in der Steppe hinter Vieh herläuft.

Verhängnisvoll werden Vorurteile, wenn sie dann noch mit Rassentheorien untermauert werde. Die auch von europäischen Ethnologen entwickelte Vorstellung angeblich höher entwickelter nilotischer oder hamitische Rassen gegenüber den Bantuvölkern hat bis zum Völkermord in Ruanda 1994 erschreckende Folgen gehabt.

Und wie gelingt es, stereotype Vorurteile zu überwinden ? Natürlich ist das eigene Kennenlernen und die unmittelbare persönliche Begegnung eine der besten Voraussetzungen. Aber nicht Vielen ist es möglich, jahrelangen Kontakt zu pflegen. Durch Kontakte merkt man bald, dass Idealisierungen und Schreckensbilder zusammenschrumpfen auf ein normales Maß. Aus Maasai sind Menschen wie du und ich mit ihren beson-

deren Begabungen, Fehlern und Schwächen. Sogar zunächst abstoßende Sitten wie Mädchenbeschneidung oder Polygamie können dann besser verstanden und vielleicht von innen heraus in einem längeren Prozess überwunden werden. Und es wird auch deutlich: Wir können nicht selber Maasai werden. Das ist auch nicht nötig, um anerkannt zu werden. Menschen sind und bleiben verschieden. Angesichts einer immer stärkeren Entwicklung zur Globalisierung mit einer daraus entstehenden Einheitskultur wird es wichtig sein, das Zusammenleben der Verschiedenen, die Akzeptanz des Fremden und Anderen einzuüben. Gerade Christen können dabei Wichtiges einbringen: Alle Menschen sind Gottes Kinder, untereinander verschieden, aber vor Gott mit gleicher Würde. Das hilft zum Beispiel den Maasai, als gleichwertige Bürger und Bürgerinnen in der modernen tanzanischen Gesellschaft anerkannt zu werden.

Arnold Kiel, Klosterfreiheit 9c, 38364
Schöningen, T 05352 - 4776,
ChristelArnold_Kiel@t-online.de

Vorurteile im Theater

Frieder Küppers (Minden)

Im Sommer 2002 fand eine Jugendbegegnung innerhalb der Gemeindeparterschaft zwischen St. Marien/St. Martini in Minden und der lutherischen Gemeinde in Mtae in Tanzania statt. Wichtigster Teil der Begegnung war ein Theaterprojekt mit dem Thema „Minden liegt in Afrika - Geschichte der Gemeinde von Mtae“. Im September fanden zahlreiche Theateraufführungen

statt. Das Ergebnis war mehr als zufriedenstellend.

Das Thema Vorurteile war in vielen Momenten des Stückes präsent: Die Jugendlichen aus Deutschland sitzen im Wartesaal des Flughafens in Frankfurt und warten auf die Ankunft der Gäste aus Tanzania. In der Zeit des Wartens kommen

Vorstellungen in den Köpfen auf, die auf der Bühne dargestellt werden: „Afrika ist immer heiß, da laufen deshalb alle nackt rum und alle können deshalb dort FKK machen. Afrika ist immer wild, wilde Tiere, wilde Menschen, wildes Klima, wilde Natur.“

Alle deutschen Jugendlichen haben Träume von Afrika, in denen sich Sehnsüchte nach Ungeahntem widerspiegeln: „überwältigende Gastfreundschaft, unberührte Natur, bisher nicht erlebte Farben, Klänge, Gerüche, exotische Geschmacke.“

Und sie haben Alpträume von Afrika, in denen sich die Berichte aus den Medien darstellen: „die Kriege, die Hungersnöte, Stammeskonflikte, Flutkatastrophen, Dürreperioden, Kriminalität, Elend, Kindersterblichkeit.“

Die deutschen Jugendlichen befürchten, sich nicht mit den Gästen verständigen zu können, da Sprache für sie das Hauptmedium der Kommunikation ist.

Schließlich kommen die Tanzanier an und stellen sich vor, in dem sie die Geschichte ihrer Gemeinde spielen. Dabei wird deutlich, dass durch die Missionare, die vor 110 Jahren die Gemeinden gründeten, schon vor langer Zeit Kultur aus Ostwestfalen nach Afrika kam und dort teilweise aufgenommen wurde.

Die Jugendlichen aus Deutschland, dem ehemaligen Missionsland, werden mit die starken christlichen Tradition aus Tanzania konfrontiert und in ihrer Unentschlossenheit, sich in Glaubensdingen zu äußern, vom missionarischen Esprit der Gäste bewegt.

In der Schlusszene, die nach Ankunft der Gäste aus Mtae in gemeinsamer Vorberei-

tung entstand, ist Folgendes zu sehen: Beide Gruppen stehen sich auf der Bühne fremd gegenüber. Langsam geht einer der afrikanischen Gäste auf die Mitte zu, legt sein Ohr an den Boden und horcht. Zu den anderen gewandt berichtet er: "Ich höre Europa!" Eine aus der Gruppe der Deutschen geht von der anderen Seite zur gleichen Stelle und legt das Ohr ebenfalls auf den Boden. Sie berichtet: "Ich höre Afrika. Sie haben, was wir wollen." Nacheinander kommen nun in Abständen andere zur Mitte und hören ebenfalls. Es taucht auf beiden Seiten die Frage auf: "Sind die da drüben gefährlich?" Die Horchenden berichten: "Manchmal schon!" Es taucht die Frage auf: "Woran glauben sie?" Mutmaßungen kommen, wie: "an den Euro, an den Dollar, an Wotan, an Mercedes, an Naturgötter..." Die Horchenden beider Seiten berichten: "Sie glauben an Gott!" - Allmählich nähren sich nun die Gruppen und bleiben nicht mehr voreinander stehen, sondern gehen durcheinander durch und erreichen auf diese Weise die jeweils gegenüberliegende Seite. Staunend kehren sie um und versuchen es ein zweites Mal. Diesmal halten sie sich fest, als sie auf gleicher Höhe sind. Erst vorsichtig, dann immer heftiger ziehen sie aneinander, bis sie zu Boden gehen. Zwei Frauen beginnen ein Lied und allmählich stimmen alle anderen ein. Am Ende verbreitet sich dieses Lied, bis alle mitsingen.

Evangelisch-lutherische St. Marienkirchengemeinde Minden, Frieder Küppers, Marienkirchplatz 3, 32427 Minden, T 0571 – 23278, F 0571 – 23256 fr.kueppers@t-online.de

Die Ethische Leitlinien der Arbeitsgemeinschaft Entwicklungsethnologie (AGEE) e. V. können auch für die Partnerschafts- und Entwicklungszusammenarbeit Anregungen geben, wie durch gegenseitigen Respekt und Offenheit Vorurteilen begegnet werden kann. (d. Red.)

Ethische Leitlinien der Arbeitsgemeinschaft Entwicklungsethnologie (AGEE) e. V.

Michael Schönhuth und Frank Bliss (Universitäten Hamburg, Trier)

Präambel

Die vorliegenden »Ethischen Leitlinien« wenden sich an ethnologische Kurz- und Langzeitfachkräfte und Forscher/-innen im Kontext der internationalen Entwicklungszusammenarbeit. Sie sind das Resultat einer langjährigen und andauernden Diskussion in der Arbeitsgemeinschaft Entwicklungsethnologie (AGEE) über die berufsspezifischen ethischen Probleme, die sich in der entwicklungsethnologischen Praxis ergeben.

Praktisch tätige Entwicklungsethnologen/-innen befinden sich im allgemeinen aufgrund vertraglicher Leistungsverpflichtungen in einem von den auftraggebenden Institutionen vorbestimmten Verwertungszusammenhang. Ethnologische Arbeitsansätze und Methoden erfordern und bedingen enge Beziehungen zu überschaubaren Gruppen von Menschen. Aus dieser beruflichen Sozialisation heraus haben Ethnologen/-innen ein besonderes Verständnis für die Belange der Lokalbevölkerung, aber auch eine Verantwortung gegenüber all jenen, die von entwicklungspolitischen Entscheidungen betroffen sind.

Entwicklungsethnologische Arbeit findet in komplexen Spannungsfeldern unterschiedlicher Wertsysteme und ungleicher Machtverhältnisse statt. Hier entstehen immer wieder Missverständnisse, Konflikte, Dilemmata und die Notwendigkeit zur Güterabwägung zwischen sich widersprechenden Werten und Interessen. Wer in diesem grundsätzlich durch Ungleichheit geprägten Kontext praktisch oder forschend tätig wird und Geld verdient, muss Position beziehen. Die folgenden Leitlinien bilden einen Orientierungsrahmen für ethisch bewusste und begründete Entscheidungen und Handlungsweisen sowohl in der Entwicklungszusammenarbeit als auch in der entwicklungsbezogenen Auftragsforschung.

1. Entwicklung

Wir definieren Entwicklung als die Verbesserung der Situation von Menschen gemäß ihrer eigenen Kriterien und Ziele vor dem Hintergrund einer gemeinsamen globalen Verantwortung. Das Streben nach sozialer Gerechtigkeit und ökologischer Nachhaltigkeit stellt dabei für uns eine logische Konsequenz aus diesem Entwicklungsbegriff dar.

2. Respekt

In der Entwicklungspolitik und -zusammenarbeit treffen grundlegend unterschiedliche Wertesysteme aufeinander. Wir verpflichten uns, andere Sichtweisen und Lebensentwürfe zu respektieren. Die Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Entwicklungszielen erfordert auf persönlicher Ebene Empathie und Verständnisbereitschaft, auf institutioneller Ebene die Schaffung geeigneter Freiräume für einen offenen Dialog und auf politischer Ebene Verhandlungsbereitschaft und Fairness. Respekt bedeutet dabei nicht kritiklose Akzeptanz aller fremden Werte, sondern eine konstruktive Auseinandersetzung.

3. Partizipation

Partizipation ist für uns nicht nur eine Methode, sondern ein wichtiges Ziel entwicklungspolitischer Tätigkeit. Partizipation beinhaltet, dass Menschen ihre Entwicklungsziele selbst formulieren und an ihrer Realisierung maßgeblich beteiligt sind. Damit bedeutet Partizipation oft auch eine Ermächtigung von Benachteiligten und ein Infragestellen von Machtverhältnissen. Wir sind uns dabei bewusst, dass wir in hochkomplexen sozialen Beziehungsgeflechten agieren. Nicht immer ist z.B. die Änderung von Patron-Klient-Beziehungen von den Betroffenen gewünscht oder für sie von unmittelbarem Vorteil. Die situationsangepasste Verwirklichung des Partizipationsprinzips stellt deshalb hohe Anforderungen an alle Beteiligten. Sie muss Auftraggebern und anderen Entscheidungsträgern gegenüber immer wieder eingefordert werden. Wir fühlen uns verpflichtet, auf die Änderung oder Einstellung von Projekten hinzuwirken, die gegen den Willen der ansässigen Bevölkerung oder auch nur einzelner Gruppen darin durchgeführt werden sollen.

4. Offenlegung

Bei unserer Arbeit streben wir größtmögliche Transparenz an. Vor Beginn einer Feldtätigkeit sind der lokalen Bevölkerung sowie anderen beteiligten Akteuren die Interessen des Auftraggebers, des Trägers bzw. der Forschungsinstitution, deren Anlass, Ziele und Methoden mitzuteilen. Ebenso sind nach Abschluss der Tätigkeit, die Ergebnisse in geeigneter Weise zu präsentieren. Die Betroffenen sollten die Möglichkeit einer abschließenden Beurteilung erhalten. Wir sind aufgefordert, Rechenschaft über unsere Methoden und Empfehlungen abzulegen und uns der öffentlichen und wissenschaftlichen Diskussion im Gastland und in Deutschland zu stellen.

5. Ganzheitlichkeit

Auch entwicklungsethnologische Arbeit ist dem ganzheitlichen Ansatz des Faches verpflichtet. Sie berücksichtigt deshalb den wechselseitigen Zusammenhang der verschiedenen Lebensbereiche einer Bevölkerungsgruppe ebenso sowie das ökologische, politische, wirtschaftliche, soziale und weltanschauliche Umfeld der Region. Wir bemühen uns um interdisziplinäre Zusammenarbeit und regen diese gegebenenfalls an. Arbeitsbedingungen, die z.B. den zeitlichen Minimalrahmen für eine solche Ganzheitlichkeit nicht ermöglichen, lehnen wir ab.

6. Unbeabsichtigte Wirkungen

Wenn erkennbar wird, dass ein für bestimmte gesellschaftliche Gruppen nützliches Vorhaben andere Teile der Gesellschaft in nicht vertretbarer Weise schädigt, warnen wir vor dieser Gefahr und wirken auf die Erarbeitung von Alternativen hin. Wenn wir kein Gehör finden oder vorgeschlagene Alternativen abgelehnt werden, sollten wir unsere Mitarbeit einstellen.

7. Datenschutz

Als Entwicklungsethnologen/-innen sind wir den Menschen vor dem Wissen verpflichtet. Wir achten darauf, dass die Persönlichkeitsrechte der Informanten nicht verletzt werden. Dies betrifft insbesondere die Frage der Anonymisierung von Personen und Örtlichkeiten. Die lokalen Regeln für Nichtöffentlichkeit sind zu respektieren.

8. Grenzen der Schweigepflicht

Eklatante Missstände wie Menschenrechtsverletzungen oder Umwelterstörungen, von denen wir während unseres Aufenthaltes in einem Land oder in einer Region erfahren, sollten wir in geeigneter Form, gegebenenfalls durch Weiterleitung an die Öffentlichkeit oder geeignete Organisationen, publik machen. Die vertraglich vereinbarte Schweigepflicht sollte sich nur auf Projektinterna (Personal- und Finanzfragen) beziehen.

Umgang mit diesen Leitlinien

Diese »Ethischen Leitlinien« sollten allen Beteiligten offengelegt werden. Wir Entwicklungsethnologen/-innen sind aufgefordert, sie insbesondere gegenüber potentiellen Auftraggebern zu vertreten und unsere Mitarbeit in Organisationen, Projekten und Studien zu verweigern, wenn die Grundsätze in ihrem Wesensgehalt nicht eingehalten werden können. Wir setzen uns für Personen ein, die in Bedrängnis geraten sind, weil sie sich im Sinne dieser Leitlinien verhalten haben. Wir suchen die Zusammenarbeit mit Organisationen, die diese Leitlinien unterstützen und versuchen, weitere Organisationen in ihrem Sinne zu sensibilisieren.

Dr. Frank Bliss ist Professor für Ethnologie an der Universität Hamburg und unabhängiger entwicklungspolitischer Gutachter. bliss.gaesing@t-online.de

Dr. Michael Schönhuth ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Trier, Fachbereich IV (Ethnologie), und unabhängiger entwicklungspolitischer Gutachter. schoenhu@uni-trier.de

Die "Ethischen Leitlinien" sind mit Erläuterungen und einer Dokumentation der Ethikdebatte in der englischsprachigen Anthropologie in deutscher und englischer Version zu bestellen über die AGEE e.V., Universität Trier, FB IV (Ethnologie), 54286 Trier, oder im Internet abrufbar unter der Adresse: www.uni-trier.de/uni/fb4/ethno/agee/leitlinien.pdf

Schwarz – aber Weiß: Albinos in Tanzania

Ein Filmprojekt in Zusammenarbeit mit der Tanzania Albino Society

Anna Görden und Regina Görden (Berlin)

In Tansania leben mehrere tausend Albinos. „Zeruzeru“ werden sie in Kiswaheli genannt, vom englischen zero, null, Doppelnullen also. Nichtsnutze.

Eine Schwangere, sagt man, die einem Albino begegnet, sollte die Straßenseite wechseln und sich den Bauch bespucken, um nicht selber einen Albino zu gebären. Albinos sind Weiße, sie sind die weißen Schwarzen, und doch kommen ihnen in Afrika nicht die gleichen Privilegien zu wie den anderen, den *echten* Weißen. Auf der gesellschaftlichen Leiter stehen sie ganz unten. Ihre Andersartigkeit macht sie zur Zielscheibe für Vorurteile, Diskriminierungen, Mythen, Aberglaube. Frauen, die Albinokinder zur Welt bringen, werden der Hexerei beschuldigt. Über ihren Familien, heißt es, liege ein Fluch. Nicht selten werden Albino-Babys als Indiz dafür gewertet, dass Mütter fremd gegangen sind. Nur wenige Albinos finden einen Job, wenige heiraten, wenige können ein normales Leben führen.

Was die Albinos in Afrika zu den ungeliebten weißen Schwarzen macht, ist das erblich bedingte Fehlen eines Pigments mit Namen Melanin, zuständig für die Färbung von Haut, von Haaren und Augen. Ohne diese Pigmentierung ist die Haut weiß, die Haare blond, die Augen hellbraun oder grün. Albinos können keinen natürlichen Hautschutz vor der ultra-violetten Strahlung der Sonne bilden. Ihre Haut verbrennt, die Folge: Hautkrebs. Er ist die häufigste Todesursache bei den Albinos. Ihre Lebenserwartung liegt

deutlich unter der der Normalbevölkerung. Hinzu kommt eine angeborene Sehschwäche, die oft nicht korrigierbar ist. Wird ein Krebsgeschwür diagnostiziert, wird bestrahlt und behandelt. Ist die Krankheit aber fortgeschritten, schickt man die Patienten mit ihrem Krebs nach Hause und bittet sie, nicht wiederzukommen. Das Sterben findet dann irgendwo im Dorf statt, auf dem Land. Ohne Betreuung, ohne Medikamente.



HABARI 3 / 2002

Die „Tanzanian Albino Society“ ist die Selbsthilfe-Organisation der Albinos in Tansania. Ihr Ziel ist es, Anlaufstelle zu

sein, zu beraten und wenn möglich zu helfen. Unterstützt werden sie vom Ocean Road Hospital in Dar-es-Salaam, das ihnen ein Büro zur Verfügung stellt. Hier sitzen jeden Tag einige aus dem gewählten Vorstand. Täglich kommen Albinos vorbei und bitten um Hilfe. In der Regel wird ein Besuch des Krankenhauses mit einem Besuch der Albino Society verbunden. Die Organisation hat in 20 Regionen Tansanias Filialen. So auch in Tanga. Hier hat die Gruppe es geschafft, ein Stück Land zu kaufen. Sie träumt davon, hier eine kleine Pension zu bauen und durch Übernachtungsgäste ein regelmäßiges Einkommen zu erzielen.

Der Film

Zusammen mit der Tanzania Albino Society wollen Anna und Regina Görden einen Film mit und über die Albinos in Tansania machen. Als Drehzeit ist der Beginn des Jahres 2003 geplant.

Der Film porträtiert drei junge Albinos in Tansania. Er begleitet sie in ihrem Alltag und versucht, ein Stück ihrer Geschichten und ihres Lebens in Afrika einzufangen. Drei Menschen, drei Schicksale.

Denis ist 19 Jahre alt. Er stammt aus einer Bauernfamilie aus dem kleinen Dorf Muresa in der Nähe der Stadt Tanga am indischen Ozean. Er hat acht Geschwister, von denen zwei – wie er – weiß sind. Das schlimmste, sagt er, sei die Arbeit auf dem Feld gewesen. Bis zu seinem elften Lebensjahr musste er täglich, mit der prallen Sonne im Genick, zwölf Stunden schuften. Während Denis sich die Haut verbrannte, wünschte er sich manchmal, er wäre tot. Mit elf Jahren kam er in die Schule. Er hielt sich auf seinem sieben Kilometer langen Schulweg ein Bananenblatt über den Kopf, um

sein Gesicht zu schützen. In der dritten Klasse kaufte ihm der Vater den langersehnten Hut. Die Schule war für Denis wie ein Geschenk. Auch wenn er die Tafel kaum lesen konnte und die Kinder anfangs nichts mit ihm zu tun haben wollten, weil er abfärbt. Aber er lernte viel, und er musste nicht aufs Feld. Als die Grundschule beendet war, sollte Denis wieder arbeiten, aber er gehorchte nicht. Er ging weiter zur Schule, dafür setzte ihn der Vater schließlich vor die Tür. Denis musste sich jetzt allein durchschlagen. Irgendwie schaffte er es. Er besucht seit einem Jahr die Berufsschule. Er kann noch immer die Tafel nicht lesen, aber im praktischen Teil ist er gut. Sie nennen ihn „Mzungu“: Weißer. Dennis lacht, er guckt auf seine weißen Hände, er sei im Grunde ein normaler Mzungu, sagt er, nur dass die anderen Mzungus eben in Europa leben und er hier in Afrika. Dabei zieht er die Schultern hoch und lacht wieder. Und er erzählt, dass die Leute ausspucken, wenn sie an ihm vorbeigehen. Weil sie Angst haben.

Aische ist 17 Jahre alt. Sie hat bereits ein kleines Baby. Hat mit einem Mann geschlafen, der ihr alles Mögliche versprach und hinterher nichts mehr davon wusste. Er wollte nur mal sehen, „wie sich so was anfühlt, mit einer Weißen“. So geht es vielen Albinofrauen. Sie lebt bei ihren Eltern in Dar es Salaam, die sie nur missmutig dulden, weil sie nun das Kind auch noch durchfüttern müssen. Sie sagen: „Ein nutzloser Mensch hat uns gereicht“. Aische träumt davon, dass einer kommt, eines Tages, ein Prinz, der ein bisschen Geld hat und sie hier rausholt und heiratet. Sie lernt immer wieder Männer kennen, doch die wollen alle „nur mal probieren“. Sie würde gerne was verdienen. Unabhängig sein. Aber wer soll sie schon beschäftigen,

sagt sie. Sie hat nichts gelernt. Und dann ist sie weiß. Aber sie ist stolz auf das Baby. Er heißt Salim. Er ist schwarz, was für ein Glück, schwarz und dann auch noch ein Junge.



Agnes ist sieben Jahre alt. Sie lebt in dem Dorf Daluni am Rande der Usambara Berge mit ihrer Mutter und den beiden Geschwistern. Aus Wut über das "ihm untergeschobene" Weiße hat ihr Vater sich nach der Geburt verdrückt.

Agnes könnte in die Schule gehen, aber für die Schulkleidung und die Schulgebühren reicht das Geld nicht. Also geht sie mit ihrer Mutter zweimal in der Woche auf den Wochenmarkt und verkauft dort Gemüse. Sie liebt die Arbeit.

Aber sie hasst die Sonne, wenn sie die Stände bewachen muss, die ohne Dach sind. Wenn die Mutter alles unter Kontrolle hat und etwas Zeit ist, setzt sie sich in den Schatten eines nahen Daches und genießt

den Blick auf die bunten Marktbesucher. Sie hat Glück: Die Kinder aus der Nachbarschaft spielen mit ihr, wie mit all den anderen. Sie spielen mit ihr, als wäre sie schwarz...

Wie leben und überleben Menschen in einer Welt, die sie zu Aussätzigen macht? Wie geht eine Gesellschaft mit Andersartigkeit um? Der Film beleuchtet ebenso das Umfeld der Albinos, die andere Seite. Es geht um Weiße *und* um Schwarze. Es geht um die Frage, warum weiß nicht gleich weiß ist? Warum ein *schwarzer* Weißer auf der gesellschaftlichen Leiter ganz unten steht, und ein *weißer* Weißer ganz oben? Es geht um die Absurdität von Urteilen, die auf der Farbe der Haut basieren. Um die Frage, weshalb Andersartigkeit Ablehnung statt Interesse hervorruft.

Der Film untersucht das Phänomen Albinismus in Afrika so menschlich und persönlich wie möglich. Er zeigt den Kampf um eine bessere Zukunft, die Selbsthilfe, die Emanzipationsansätze, das Selbstbewusstsein einer Minderheit.

Der Film soll Alltag zeigen und dennoch Mut machen

Der Film ist ein Plädoyer für eine Welt, die Menschen ohne Ansehen der Hautfarbe als gleichberechtigt anerkennt. Er will aber auch die Arbeit der Tanzania Albino Society und die anderer Albino-Selbsthilfegruppen in afrikanischen Ländern in ihrem Bemühen um faire Lebenschancen unterstützen.

Bei Interesse an einer Zusammenarbeit auch bezüglich der Finanzierung dieses Filmprojektes melden Sie sich bitte bei der Autorin !

Dr. Regina Görgen, Bullenwinkel 5,
14476 Gross-Glienicke, T 03320 – 120
972, reginagoergen@t-online.de

Modell zur Co-Finanzierung

Erfahrungsbericht des "Aktionskreis Ostafrika e.V." (AKO), Büro Ulm und des „Weltfriedensdienst e.V" (WFD), Berlin über ein Modell zur Co-Finanzierung eines Entwicklungshelfers an der Handwerkerschule Leguruki (LVTS)

Hartmut Schanz (2. Vorsitzender des Aktionskreis Ostafrika e.V. Traunstein)

Der blauäugige Anfang

Es war im Oktober des Jahres 1998, als sich ein Freundeskreis von 14 Personen auf Initiative von Herrn Pfarrer Klaus-Peter Kiesel (Moshi) und von dessen Schulfreund Hartmut Schanz (Ulm) auf den Weg in den Norden von Tanzania machten, um das Land mit seinen weltberühmten Nationalparks, vor allem aber die Menschen mit ihren Problemen und Nöten in der Kilimanjaro- und Meru-Region kennen zu lernen. Wichtige Ziele dieser Reise waren die Besuche von Fraueninitiativen, die Vorschulbildung nach Montessori und, natürlich, auch die Handwerkerschule Leguruki in der Meru Diözese. Diese Schule war im Jahre 1972 von Pfarrer Kiesel, damals Gemeindepfarrer in diesem Gebiet, gegründet worden, um jungen Mädchen und Jungen in dieser sehr unterentwickelten und heute noch fast ausschließlich landwirtschaftlichen Region eine Chance für eine handwerkliche Ausbildung zu geben. Damit sollte auch die Landflucht eingedämmt und ein Teil der Wertschöpfung im handwerklichen Bereich im ländlichen Umfeld erhalten werden. Nach der Versetzung von Pfarrer Kiesel nach Moshi und auf Grund vieler Umstände und zum Teil dramatischer Veränderungen in der wirtschaftlichen Lage des Landes Tanzania und der vom Kaffee-Anbau lebenden Region, war die Schule zum Zeitpunkt des Besuches der Reisegruppe kaum mehr überlebensfähig und von einer baldigen

Schließung bedroht. Der Empfang in der Schule war dennoch überwältigend, die Gastfreundschaft sehr herzlich, auch der obligatorische "African Cake" (eine gebratene Ziege) durfte nicht fehlen und das Gelände (ca. 350.000 qm) war für die damals noch kurzsichtigen europäischen Augen ein wahres Paradies.

Die Schilderung der Situation durch Schulleitung und School Board jedoch verbreitete Hoffnungslosigkeit, der Zustand der Werkstätten, deren nicht vorhandene Ausstattung mit Lehr- und Lernmitteln und die Unterkünfte für Schülerinnen und Schüler waren erschreckend. Und der zugegebenermaßen oberflächliche Eindruck von der Qualität der seit einem Jahr nicht mehr bezahlten Lehrer ebenso. (Wen wundert's?)

Was also taten die von der Problematik der Entwicklungshilfe völlig unbeleckten Besucher? Sie wischten sich heimlich einige Tränen aus den Augen, öffneten ihre Herzen und Geldbörsen und beschlossen, einen "Freundeskreis Leguruki" in Ulm zu gründen. Bei einer von freundlichen Frauen der Umgebung ausgerichteten Teestunde wurde dann auch gleich beschlossen, der Schule damit zu helfen, dass versprochen wurde, für zwei Jahre zwei fähige Lehrer zu finanzieren. (So schön - so gut!)

Die rasche Einsicht

Zurück in der Heimat, bei sorgfältigem Nachdenken, nach langen eMail-Wechseln

mit Pfarrer Kiesel und bei Gesprächen mit Kennern der Materie wurde dann allerdings sehr rasch erkannt, dass eine solche emotionale, spontane und zeitlich sehr beschränkte Hilfsaktion wirkungslos bleiben muss, weil sie sowohl bei weitem nicht ausreichend als auch in keiner Weise nachhaltig ist. Also wurde beschlossen, sich sofort einem erfahrenen Verein anzuschließen - dem Aktionskreis Ostafrika e.V. Traunstein - und eine professionelle Strategie zur Rettung der Schule zu entwickeln. Und die hieß - kurz gefasst und stark vereinfacht wiedergegeben - es muss Geld her für Stipendien, vor allem für Mädchen, für gute Lehrer, für Lehr- und Lernmaterial (auch in Form von Sachspenden), für die Renovierung der völlig unzureichenden Unterkünfte, der sanitären Anlagen und Werkstätten und für ausreichend gutes Wasser und eine leistungsverbessernde Ernährung. Und es müssen Fachleute gefunden und mit Fremdhilfe finanziert werden, die während eines längeren Zeitraumes die Schule vor Ort beraten, zusammen mit den staatlichen Institutionen neue bedarfsgerechte Lehrpläne entwickeln, einheimisches Personal in Lehre und Verwaltung aufbauen und zur Eigenständigkeit ausbilden. So sollte der Schule geholfen werden, eine gute, deutlich bessere Ausbildung bieten, wieder mehr Schülerinnen und Schüler = Schulgeldzahler anziehen und dann auch qualitativ hochwertige Einkommen schaffende Projekte zur Selbstfinanzierung aufbauen zu können.

Der steinige Weg

Immer noch ein wenig blauäugig machten sich nun auf - nicht Maria und Joseph aus Galiläa- sondern Werner Schmid und Hartmut Schanz aus Ulm, mit diesem schlüssigen Konzept private Sponsoren und etablierte Hilfsorganisationen zu finden, die

bereit sein wollten, die nicht unerheblichen finanziellen Mittel vor allem für Personal, aber auch für Investitionen, bereit zu stellen. Und so begann die Odyssee!

In Entwicklungskreisen war die Handwerkerschule Leguruki zu unserer Überraschung (und Enttäuschung) gut bekannt: „Seit Jahren im Niedergang, keine Chance zur Wiederbelebung, schlechtes Management, wenig Engagement der Diözese, keine Unterstützung mehr durch die Gemeinden etc., etc.“ Resultat: Kein Geld, keine Unterstützung, meist nicht mal die Möglichkeit für ein Gespräch. Keine Chance also?

Doch! Denn wo ein Wille ist da ist doch auch ein Weg. Das zumindest sagt der Volksmund. Und der Wille war da. Stark, zielstrebig, unbeirrt. So gab es sie dann endlich doch noch, die Chance! Durch gemeinschaftliches Engagement mit einem etablierten Entwicklungsdienst für die Bekämpfung der Armut durch berufliche Bildung in einer benachteiligten Region mit dem Modell der Co-Finanzierung!

Die Lösung

Die Co-Finanzierung des Aktionskreis Ostafrika e.V. und der Meru Diözese auf der einen Seite zusammen mit dem Weltfriedensdienst (WFD) und dem Bundesministerium für Wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) auf der anderen Seite.

Am Anfang standen ausführliche Gespräche in Berlin und die Darstellung des Grundkonzeptes des Aktionskreis Ostafrika e.V. im Mittelpunkt. Dann wurde unter wesentlicher Einbeziehung der Erfahrung des WFD in einer zweijährigen Phase der Projektentwicklung gemeinsam mit der Meru Diözese, dem School Board, weiteren lokalen Partnern aus den Kommunen, der staatlichen tanzanischen Schulbehörde, anderen Schu-

Partnerschaften und Projekte

len der Region und der Schulleitung von LVTS der Status der Schule erarbeitet und der zukünftige Bedarf an externer Unterstützung für eine nachhaltige Revitalisierung ermittelt.

Mit dem so erarbeiteten Material konnte schließlich durch den WFD eine auf vier Jahre (2002 bis 2005) angelegte Co-Finanzierung durch das BMZ erreicht werden. Im Projektvolumen sind dabei auch die Kosten für die Entsendung eines Entwicklungshelfers und für Investitionen enthalten. Das bedeutet in diesem Falle, dass durch das BMZ während des Projektzeitraums ca. 75% des Projektvolumens zur Verfügung gestellt werden. Der Restbetrag von ca. 25% muss von den beteiligten Partnern in Tanzania (Meru Diözese/LVTS) und in Deutschland (WFD und AKO) innerhalb von 4 Jahren durch Spenden aufgebracht werden.

Hinweise des WFD zum System der Co-Finanzierung sind im HABARI 2/2002 veröffentlicht worden. (Sie können den Beitrag nachträglich anfordern bei

habari@tanzania-network.de) Einzelheiten finden Sie auch bei der Beratungsstelle für Private Träger in der Entwicklungszusammenarbeit (BENGO)

www.paritaet.org/bengo/ und beim Weltfriedensdienst www.wfd.de.

Für Fragen zu diesem interessanten Thema steht jederzeit der Projektreferent des WFD oder das AKO - Büro in Ulm zur Verfügung:

Weltfriedensdienst e.V., Siegfried Schröder, Hedemannstrasse 14, 10969 Berlin, T 030 - 253 990 26
schroeder@wfd.de www.wfd.de

Aktionskreis Ostafrika e.V. Büro Ulm, Rosensteinweg 18, 89075 Ulm, Hartmut Schanz, T 0731 - 2 28 30
hrgschanz@t-online.de, Werner Schmid, T 0731 - 26 58 89
werner.schmid-ulm@t-online.de
www.aktionskreis-ostafrika.de
www.leguruki.de

Partnerschaftsbesuche

Thorsten Pachnicke (Heidelberg)

Ich bin Theologiestudent nach dem ersten Examen und vor dem Vikariat. Durch ein Praktikantenprogramm des Nordelbischen Missionszentrums in Hamburg habe ich die Möglichkeit bekommen, meine Wartezeit sinnvoll durch eine Studienreise in Sachen „Partnerschaften zwischen Tanzania und Deutschland“ zu nutzen. Dabei kommt mir zu gute, dass ich durch ein einjährigen Studienaufenthalt Kiswahili kann und eine ganze Reihe Kontakte in Tanzania habe.

Um gleich mit dem Ergebnis meiner Besuchsreise durch Tanzania anzufangen: *Eine Partnerschaft ist so lebendig wie die Menschen, die in den dazugehörigen Gemeinden leben.*

Seit vier Monaten bin ich in Tanzania unterwegs und schaue mir Gemeindepartnerschaften an. Bei der Frage, was ich darüber schreiben sollte, stieß ich aus eben diesem Grund, dass jede Partnerschaft anders ist und von ihren Mitgliedern bestimmt wird,

auf das Problem, keine Ergebnisse vorweisen zu können, nur Beispiele. Ein sehr eindrückliches möchte ich erzählen:

In einer Schulpartnerschaft von einem Gymnasium und einer Secondary School gibt es seit mittlerweile 13 Jahren einen regen Austausch mit regelmäßigen Besuchen und Briefen und auch finanzieller Unterstützung von Deutschland aus. Die letzte Begegnung ergab sich vor einem dreiviertel Jahr, als zwei ehemalige Schüler mit einem Computer nach Tanzania reisten, um der Schule eine Email-Möglichkeit zu stellen. In diesem Zuge wurde die Schule auch an das Telefonnetz angeschlossen. Der Schuldirektor stellte einen Hilfslehrer ein, der mit ein paar Computerkenntnissen für diesen zuständig sein sollte. Leider erwies er sich als nicht vertrauenswürdig und benutzte Telefon und Computer über Gebühr für private Zwecke, vor allem für Internet. Innerhalb von drei Monaten sammelte sich eine Telefonrechnung von umgerechnet ca. 1.500 € an. Bei einem Lehrergehalt von unter 100 €, das auch nicht regelmäßig ausbezahlt wird, ist das mehr als ein einzelner Lehrer oder aber auch die gesamte Schule (mit knapp hundert Schülern) aufbringen kann. Zusätzlich ist der Computer nun mit Viren verseucht und nicht mehr funktionsfähig.

Wem ist nun die Schuld daran zu geben? Dem Hilfslehrer, der eventuell nicht einmal wusste, welche Kosten er verursachte? Dem Direktor, der ihn eingestellt hat? Oder sogar den deutschen Partnern, die mit ihrem Geschenk die Kenntnis und Verantwortung von einem alltäglichen Umgang mit Telefon und Computer vorausgesetzt und damit ihre tanzanischen Partner überfordert haben?

Wenn man anfängt, solche Fragen zu stellen, sinkt schnell die Motivation, Zeit, Geld und Gedanken in die Partnerschaft zu investieren. Aus nahezu allen besuchten Gemeinden gibt es die eine oder andere Enttäuschung zu berichten, meist im Umgang mit Geld oder Geschenken aus Deutschland. Was dagegen weiterhin produktiv in die Partnerschaft einfließt, ist die gegenseitige Anteilnahme. Bei jedem Besuch habe ich versucht, das Interesse an dem Alltagsleben der Partner in Deutschland zu wecken. Oft wird davon ausgegangen, dass das Leben auf die gleiche Weise läuft, nur eben reicher. Von deutscher Seite ist es wahrscheinlich ähnlich. Hier kann sich der Unterschied zwischen Deutschland und Tanzania gerade als Stärke der Partnerschaft erweisen. Durch das Interesse an Strategien, wie die Partner mit Problemen umgehen, können Ideen geweckt werden, die aus der Partnerschaft eine Zwei-Wege-Verbindung machen. Auch unabhängig von der Partnerschaft können diese Ideen in das Gemeindeleben einfließen bzw. in die Schule oder das Krankenhaus.

Wenn ich nach Deutschland komme, werde ich für die Partnergemeinden Bilder, Geschichten und Briefe aus Tanzania mitbringen. Sollte jemand unabhängig von den besuchten Gemeinden daran Interesse haben, ein paar Geschichten aus der Partnerschaft Tanzania – Deutschland zu hören, kann ich gern mehr von meinen Besuchen erzählen.

Thorsten Pachnicke, Römerstr. 22,
69115 Heidelberg, T 06221 – 242 02,
ThPachnicke@aol.com

An Internship in Zanzibar

Tanja Witten (Unkel)

Once my great grandfather, who was a sailor, told my father: “Zanzibar is the most beautiful island in the world!” Perhaps that is why for the last two years I have travelled to Tanzania, in particular to Zanzibar and developed a deep closeness to this island and its inhabitants. To find out whether this could be a field for a later profession as a development worker I decided to absolve an internship there and would like to refer on the activities there.

Cities' Problems

Cities are fundamental to economic development, generating over half of the gross national product even in countries where the majority of the population is engaged in agriculture. However, it is easy to see the rapid growth of cities as a problem since the environmental conditions they confront are all too evident – piles of rotting refuse, polluted lakes and rivers, air pollution, impassable roads, inadequate sanitation and houses collapsing as a result of flooding and erosion. These problems have two related results: First, they impose significant economic costs on development, reducing thus the city's competitiveness, as well as the nation's economy. Second, they cause serious health risks, particularly to the low-income majority.

At the same time progress in development is threatened by environmental hazards such as floods, unstable slopes, earthquakes, cyclones, erosion and health risks. Obviously, some of these hazards do not result directly from development activities; cyclones and earthquakes have “natural”

causes, although risks can be reduced through appropriate planning. Others are largely man-made, e.g. extensive sealing of the surface can cause floods and unplanned urban development can exacerbate unstable slopes with resulting landslips. Many cities are unable to manage wisely the environment as a resource – leading to immediate problems and creating fundamental problems for the future as natural resources are permanently damaged. This failure of environmental management is hardly surprising, particularly in developing countries where cities are growing at an unprecedented pace outstripping existing capacities and approaches. This is particularly the case where conventional city management tools such as Master Plans and regulation have ceased of being effective.

The Sustainable Cities Programme (SCP) methodology is a significant advance in environmental management in that it views the environment as a resource to be managed sustainable for the benefit of the city and future generations. “Sustainability” means that resources will continue to be available on an economically viable and renewable basis as a result of improved environmental management. The approach recognises that environmental planning can only be taken with the full participation of those with a vested interest – the “Stakeholders”. Stakeholders have a variety of interest: e.g. residents want clean water, sanitation, refuse collected and improved health; fishermen want unpolluted water to protect fish stocks; businesses want access to cheap natural resources both as inputs (e.g. stone and timber for the construction

industry) and for waste disposal. The competing demands upon the environment by various Stakeholders must be resolved to enable strategies to be agreed on. This approach is pragmatic in that it encompasses processes in the real world where economic vested interests and the political process have considerable influence on resource use and environmental management (Sustainable Cities Programme, 1998).

The Zanzibar Sustainable Programme

Zanzibar Town is the main engine of socio-economic growth in Zanzibar. The official population of the municipality of Zanzibar Town is estimated presently to be about 230,000 inhabitants with an estimated growth rate of 3.8%. The current economic growth is estimated to 3-5% per annum. If this development growth is not properly managed, it will become a major threat to urban environment and urban productivity. Traditional Master Planning often does not guide urban development in a sustainable manner as the case of *1982 Zanzibar Town Master Plan* demonstrated. The plan lacks strategies and institutional mechanism to coordinate various public, private and popular sector institutions involved in managing the growth and the use of resources. It does not represent the interest of all groups in urban environmental planning and management. The Environmental Planning and Management (EPM) process, introduced by the Zanzibar Sustainable Programme (ZSP), aims at addressing these shortcomings. This process prioritises environmental problems and generates pragmatic intervention and conflict resolution between Stakeholders by participating through Working Groups. The Working Groups generate intervention strategies, prepare action plans and agree on implementation mechanisms.

The Zanzibar Sustainable Programme is part of the global Sustainable Cities Programme and was started in 1997/98. It has three main objectives: 1. Developing a participatory Environmental Planning and Management model and integrating it into the government management functions. 2. Improving urban environment, health and service provision in specific areas in Zanzibar Municipality. 3. Improving the capacity of the Zanzibar Municipal Council in the application of the Planning and Management process.

By using the guiding principle of the global programme, the Programme in Zanzibar was able to undertake all the important steps needed in the application of the Planning and Management process. This includes sensitisation of different key Stakeholders and preparation of the Municipal Environmental Profile. A main event was the Zanzibar Municipal City Consultation held in December 1998. More than 200 representatives from public, private and popular (Non-governmental Organisations, Community based organisations) sector institutions participated in the consultation. During the City Consultation many issues were identified as major problems and six Working Groups were created.

Working Groups

The general idea of a “Working Group” has become widely known and accepted. Almost all cities recognise the necessity for coordination across departments and organisations, and they also realise the need for new and effective ways to achieve this. The inter-sectoral issue-specific Working Groups are the central mechanism of the Sustainable Cities Programme— responsible for the substantive work and decision-making of the EPM process. These are usually

established at the City Consultation and set to work as soon as possible thereafter. Each Working Group has a Coordinator, a widely respected expert in the topic. The members of the Working Groups are the Stakeholders relevant to that particular environmental issue: representatives from the public, private, and community sectors, those with technical expertise, those substantive concerns may be directly affected and those who have decision-making powers.

A variety of criteria will be used to determine the appropriate membership but the general aim is always to ensure a broad base of participation. The membership should be cross-sectoral, inter-institutional, and multidisciplinary; it should combine experts and non-experts; and most important, it must comprise people who have time and energy to commit to the work. To achieve the outputs required the Working Groups must meet regularly and frequently - and they must undertake, individually and collectively, the responsibility for getting work done. The members should be sufficiently senior in their respective organisations to ensure that they can bring the requisite information and authority into the Working Group meetings, and to ensure that they can report back at the highest levels to their parent organisations (The Sustainable Cities Programme, 1998).

Recommendations

The internships' agreed issue was to develop a concept to empower the Working Groups. Therefore, it had to be cleared up what exactly should be empowered and what kind of competences should be advanced. Two methods were used to settle these questions: an interview and participant observation. Advice were derived for the following points:

Team Size: The Working Group needs to be kept at a size which is manageable and which encourages group cohesiveness, productive participation and cooperation. From this perspective, 10 to 12 members seems to be the ideal size of a Working Group; the maximum size should not exceed more than 14 members and the minimum size should not be tall short of 7.

The Three-Phase-Model: For Working Group development three phases are proposed: Formation, Orientation and Activation and Stabilisation. In each of these phases different tasks have to be solved concerning Organisation, Qualification and Cooperation. It should be evaluated if all tasks in the actual phase are fulfilled, otherwise it should be intervened here or perhaps even in the previous phase.

Coordinating and Moderating the Working Group: The most important task for a Coordinator is to take care that work in the Working Group and the cooperation between other persons, teams and organisations is as effective and smoothly as possible. Teamwork does not function according to a hierarchical model of leadership or as a pattern of order and obedience. Team decisions have to be carried out in a consensus, otherwise the Working Group will be in danger to fall apart. Therefore, the role of a moderator is indispensable. Leading a group means to help the other participants to reach the objective by asking appropriate questions. In order to keep up the motivation it is important to give constant feedback to the Working Group members.

Focus I: Evaluation: The central idea of the self-evaluative quality backup approach lies in the systematically self-determination and self-assessment of quality criteria: 1. Global objectives are phrased: The aim is to turn one's back on the vagueness of declarations of intent. 2. Global objectives are trans-

ferred in sub-targets: When the objectives are stated the single steps on the way to the targets should be fixed. 3. Criteria of quality are derived from the sub-targets: Criteria of quality are "indicators" of achieved aims; they do not need to be measurable, respectively observable yet. 4. Indicators are fixed corresponding to the criteria of quality: Indicators are features or circumstances that can be valid as observable or measurable facts, respectively indications of attained criteria of quality. 5. Determine standards of criteria: In this context standards of criteria are for example, numerical, temporal or technical statements which can precisely fulfil the criteria of quality (like number of members, periods). 6. Choosing and elaborating methods of evaluation to measure, respectively scrutinize quality. 7. Undertaking of the evaluation, analyses and action plan.

Focus II: Self-organised Learning Groups: The group decides how to solve a complex problem autonomously. The learners are encouraged to act independently, to state clear interests, to mobilise self-engagement and to accept responsibility for self-decided acting. Diverse topics are suggested in the report.

I would be very proud if I had contributed a little part of keeping Zanzibar as beautiful as my great grandfather experienced it more than 90 years ago...

The Sustainable Cities Programme (Ed.) (1998). The Source Book Series, Volume 3. Establishing and Supporting a Working Group Process. Nairobi.

Tanja Witten, c/o Beate Horlemann,
Grüner Weg 11, 53572 Unkel, T 02224
- 926-238, M 0174 - 2559495

KOSA e.V. - Koordination Südliches Afrika

Dieter Simon (KOSA – Koordination Südliches Afrika Bielefeld)

Wer ist KOSA?

Die Koordination Südliches Afrika e.V. ist ein bundesweiter Zusammenschluss von gegenwärtig 13 developmentspolitischen Organisationen und Gruppen sowie 240 Einzelpersonen, die sowohl lokal als auch bundesweit thematisch zur Region Südliches Afrika arbeiten. Seit Ende August 2001 ist KOSA auch Nachfolgeorganisation des Vereins "Afrika-Süd Aktionsbündnis" (AAB), der ehemaligen Anti-Apartheid-Bewegung. Die Koordinations- und Geschäftsstelle der KOSA befindet sich seit 1995 im Welthaus Bielefeld e.V.

Was macht und was will KOSA?

Das Ziel der KOSA ist es, die vielfältigen politischen Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland bzw. der Europäischen Union und den Ländern des Südlichen Afrika kritisch zu begleiten und möglichst Einfluss auf deren zukünftige Gestaltung im Interesse der benachteiligten Menschen im südlichen Afrika zu nehmen. Um dies zu erreichen hat sich die KOSA folgende Aufgaben gestellt:

- Förderung eines intensiven Informationsaustausches zwischen den Mitgliedsgruppen durch regelmäßige Treffen und einen Informations-Rundbrief;
- Austausch mit Solidaritätsgruppen und Organisationen auf bundesdeutscher und europäischer Ebene und Abstimmung bzw. Planung gemeinsamer Vorhaben; Austausch mit Partnerorganisationen im Südlichen Afrika
- Pflege eines Ressourcen-Pools
- Bildungs- und Öffentlichkeitsarbeit durch:
 - gemeinsame Seminare und Kampagnen, Besuchsprogramme, Herausgabe von Fachpublikationen und Materialien
 - Advocacy- und Lobby-Arbeit.

KOSA - inhaltliche Schwerpunkte

In den vergangenen Jahren hat sich die KOSA schwerpunktmäßig mit den Wirtschaftsbeziehungen zwischen der Region Südliches Afrika und der Europäischen Union beschäftigt. Seit zwei Jahren beteiligt sich KOSA aktiv an der "Internationalen Kampagne für Entschuldung und Entschädigung im Südlichen Afrika", dies wird auch weiterhin im Mittelpunkt stehen. Daneben werden die Themen "Wasser und Privatisierung" und HIV/Aids vorrangig behandelt.

Mitgliedsorganisationen (Stand 2002)

Aachener Südafrika Initiative; Aktion Bundesschluss (Hamburg), Arbeitskreis Südliches Afrika/Ombili Gruppe Mülheim; Bochumer Initiative südliches Afrika (BISA), Frauen für Gerechtigkeit im Südlichen Af-

rika, Informationsstelle Südliches Afrika (Zeitschrift afrika süd, Bonn), Koordinierungskreis Mosambik (KKM, Bielefeld), Mainzer Arbeitskreis Südliches Afrika (MAKSA), medico international (Frankfurt), SODI International, Berlin; Weltfriedensdienst (WFD, Berlin), Welthaus Bielefeld, Zimbabwe Netzwerk (Bielefeld).

Mitglied in unserem Verein können alle werden, die sich für die Region südliches Afrika interessieren. Wir haben verschiedene Formen der Mitgliedschaft:

- Ordentliche Mitgliedschaft: Teilnahme an Mitgliederversammlungen, Bezug der KOSA-Information. Der Mitgliedsbeitrag beträgt für Institutionen und Vereine 180€, für Gruppen 120€, für Einzelpersonen 60€/Jahr
- Fördernde Mitgliedschaft: Bezug der KOSA-Information. Mitgliedbeiträge siehe oben oder nur Bezug der KOSA-Information: 30€



Dieter Simon, KOSA e.V., August-Bebel-Str. 62, 33602 Bielefeld,
T 0521 – 986 48 51 / 52, F – 63789
welthauskosa@aol.com
www.welthaus.de

Gemeinsam Verantwortung übernehmen Muslimische und christliche Organisationen in Deutschland reden über gemeinsame Pilotprojekte im Süden

Erhard Brunn (Bonn)

Mit Hungerkatastrophen im östlichen Afrika der achtziger Jahre, mehr noch mit der systematischen Gewaltanwendung gegen Muslime in Bosnien und Tschetschenien der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts sind aus den Reihen der in Mitteleuropa lebenden Muslime verschiedene international aktive Hilfsorganisationen entstanden, die oft auch in Afrika südlich der Sahara aktiv sind. Dazu kommt, dass auch andere muslimische Organisationen zu bestimmten muslimischen Festzeiten große Spendenmengen erheben und zum Teil auch nach Afrika senden. Diese Aktivitäten spiegeln aber nicht nur eine Reaktion auf die Bedrohung von Mitmuslimen wider, sondern auch die Einsicht, dass aus dem wachsenden Wohlstand europäischer Muslime die Verantwortung erwächst, weniger Bevorzugten zu helfen. Und diese sind außerhalb Zentraleuropas zu suchen.

Speziell nach den schrecklichen Geschehnissen des 11. September 2001 stellen sich auch Verantwortliche in christlichen Organisationen der Entwicklungszusammenarbeit die Frage, welche neuen Wege der Kooperation mit Menschen muslimischen Glaubens möglich sind, um gemeinsam für soziale Gerechtigkeit, Frieden und Demokratie einzutreten. Eine Idee, die diesbezüglich in den letzten 15 Monaten mehr und mehr Interesse erregt, ist die, mit den daran interessierten deutschen muslimischen international arbeitenden Organisationen gemeinsame Projekte im Ausland zu starten. Einen Vorbildcharakter haben hier Bemühungen in Uganda. Ich war dort zwischen

1998 und dem Jahr 2000 Entwicklungshelfer und bekam immer zur Zeit des Opferfestes Kurban Bayrami Besuchs von muslimischen Freunden aus der Führung des deutschen Bündnis islamischer Gemeinden (BIG). Ohne Problem konnte ich sie überzeugen, einen Teil der muslimischen Spendengelder auch an christliche Institutionen abzuzweigen, denn in Uganda z.B. sind ja nicht nur Muslime arm. Zusehends wurden zudem von den Vertretern des Bündnis BIG und der Islamischen Gemeinde Milli Görüs (IGIM) in Deutschland muslimische Repräsentanten dazu motiviert, sich stärker im christlich-muslimischen Dialog zu engagieren. Die in Uganda von der katholischen Kirche initiierte Initiative INTER PRO (Inter Religious Programme) konnte dadurch schnell aufgewertet werden. Mit Spenden des Autors und der deutschen Muslime konnte eine Quartalszeitschrift gegründet, weitere Publikationen herausgegeben und eine Reihe von Seminaren durchgeführt werden. Gemeinsam beantragten Bishop Paul Kalanda (Uganda Episcopal Conference), Archbishop L. Mpalanyi Nkoyoyo (Church of Uganda) und Mufti Shaban Mubajje (Muslim Supreme Council) im Frühling 2001 die Registrierung von INTER PRO als NGO im zuständigen Ministerium.

Aus der Initiative „Kurban und Dialog“ erwuchs innerhalb Deutschlands eine Debatte darüber, wie, auch mit noch stärkerer Anstrengung der muslimischen Gemeinden, Pilotprojekte der Zusammenarbeit erwach-

sen könnten. Dabei wurden auch muslimischen Organisationen der Erst- und Nothilfe einbezogen. Das bisher wichtigste Treffen fand im Juni 2002 in Stuttgart im Zentrum für entwicklungsbezogene Bildung statt. Eröffnet von der Vorsitzenden von Brot für die Welt, Frau Füllkrug-Weitzel, stellten sich u. a. Vertreter von Brot für die Welt, Misereor und dem Evangelischen Entwicklungsdienst (EED) sowie Repräsentanten muslimischer Organisationen der Erst- und Nothilfe gegenseitig ihre Arbeit vor und begannen, Kooperationsideen zu diskutieren (siehe Juli-Ausgabe von epd-entwicklungspolitik, S. 14).

Mitte Januar 2003 lädt das Bündnis islamischer Gemeinden nach Hamburg auf ein Treffen für konkrete Pilot-Projektabsprachen ein; Anfang Februar 2003 gibt es dazu

und zur Förderung der regionalen Dialogintegration ein Symposium in Nairobi, dann Dialogreisen nach Uganda und Tansania. Logischerweise sind hier vor allem solche Muslime aktiv, die auch innerhalb Deutschlands intensiv um eine Beschleunigung von Dialog und Integration bemüht sind. Tansania rückt jetzt mehr ins Zentrum unseres Interesses, weil es auch dort christlich-muslimische Spannungen gibt. Unser Ansatz mit Uganda, Kenia und Südsudan hat sich bisher fast ganz auf diese Region bezogen und viele evangelische Partner haben in diesen Bemühungen ein spezielles Interesse an Tansania.

Erhard Brunn, Stiftsplatz 7, 53111
Bonn, T 0228 – 369 55 15
erhardbrunn@web.de

Wer kennt Kilimatinde ?

Hermann Schulz (Wuppertal)

Nach zwei erzählenden Büchern, die in Tansania spielen ("Auf dem Strom" [s. auch HABARI 2/1999] und "Wenn dich ein Löwe nach der Uhrzeit fragt") schreibe ich an einem (Missions-)Roman, der in Kilimatinde spielen soll. Ich kenne Dodoma, nicht aber Kilimatinde. Entweder reise ich nun dorthin und informiere mich (dazu fehlen im Augenblick leider Zeit und Geld), oder ich bitte Freunde um Unterstützung. Was ich brauche? Beschreibungen des Ortes, Fotos, Berichte über Arbeit der Bevölkerung, welche Volksgruppe lebt dort, welche Kirchen und Sekten treiben in K. ihr Wesen oder Unwesen, wie weit sind die Kolonialbauten der Deutschen verfallen? Gibt es ein Hotel (gut oder mäßig?), ein oder mehrere Restau-

rants? Wie heißt die Hauptstraße? Kann man von dort die Bahi-Sümpfe sehen? Fließt der Bubu-River durch K. oder nahe vorbei? Wer mir helfen kann und will, möge sich bitte melden. Kosten für Kopien und Fotoabzüge trage ich selbstverständlich. Warum ich als Ort meiner Erzählung (eine Sohn-Vater-Geschichte) nach Kilimatinde lege - und nicht an einen Ort, den ich persönlich kenne? Ich weiß es nicht. Die Geschichte will es so; mehr weiß ich auch nicht.

Hermann Schulz, Auf dem Brahm 11,
42281 Wuppertal, T 0202 – 705 49 24,
F 202 – 257 27 59, schulz-hermann@t-online.de

Der UKWATA-Chor zu Besuch

Singen, Tanzen, Schauspielen: Fast drei Wochen lang gastierte der UKWATA-Chor aus Tansania in Deutschland. UKWATA ist die Abkürzung in von „Ushirika wa Wanafunzi wa Kikristo Tanzania“, auf deutsch: „Gemeinschaft christlicher Studenten in Tanzania“. Der Chor gewann im Jahr 2000 den Studentenchorwettbewerb des Christenrates in Tansania. Auf Einladung der Vereinten Evangelischen Mission (VEM) traten die vier Sängerinnen und neun Sänger in verschiedenen Kirchengemeinden und Schulen Nordrhein-Westfalens auf. Mit großem Erfolg. Sie sangen selbst komponierte geistliche Lieder, tanzten und zeigten szenische Darstellungen aus ihrem Leben in Tansania. Die Mitglieder des Chores kommen aus der Nord-West-Diözese der Evan-

gelisch-Lutherischen Kirchen in Tanzania (ELCT), der Chorleiter, Jimson Sanga, ein ehemaliger Schüler der Evangelical Music Academy in Ruhija, kommt aus Iringa.

Diese Aufnahme des UKWATA-Chores entstand live am 22.6.2002 in der Hauptkirche Wuppertal-Unterbarmen während der Konzertreise des Chors. 65 Minuten / 16 Lieder, für 9,95 €

zu bestellen bei: Vereinte Evangelische Mission, Rudolfstr. 137, 42285 Wuppertal, T 0202 - 8 90 04-0, F - 8 90 04-7, oder direkt auf der website / Medienstelle: www.vemission.org

Ein neues Swahili-Wörterbuch

Das Wörterbuch „Swahili: Wörterbuch des internationalen Swahili“ ist im Mai 2002 erschienen. Dieses präzise und benutzerfreundliche Wörterbuch ist für alle geeignet, die sich in Ost- und Zentralafrika aufhalten wollen. Es enthält modernsten Wortschatz, entwicklungspolitische Begriffe, zahlreiche Begriffe aus dem kirchlichen Bereich und kennzeichnet regionale Merkmale und Unterschiede. Das gesamte Wortverzeichnis ist mit genauen Wortartangaben versehen. Es finden sich Ableitungen vieler Swahili - Verben, mehr als 15.000 Stichwörter und

Wendungen im Deutsch-Swahili-Teil und mehr als 8000 Stichwörter und Wendungen im Swahili-Deutsch-Teil.

Cosmo A. Lazaro: Swahili: Handwörterbuch des internationalen Swahili. Deutsch-Swahili / Swahili-Deutsch. Erschienen 2002, 360 Seiten, INSB 3 9806714-1-0 Paperback, € 24,95

Cosmo Lazaro (Köln)

Der Flug der Korongo

von Alan Lloyd

Der Autor erzählt in packender Weise die Geschichte von Jenny und David, den 14jährigen Zwillingen aus Chicago. Nach dem Tod des Vaters versucht ihre Mutter, eine Ärztin, in Südtansania einen beruflichen Neuanfang. Die Stimmung der beiden Jugendlichen, die aus dem Großstadtleben kommend sich in einer ländlichen Gegend in Afrika ohne Fernsehen und Computerspiele zurechtfinden müssen, wird treffend wiedergegeben. Auch das Leben „auf einer Missionsstation“ wird so beschrieben, wie es tatsächlich sein könnte. So wirkt die Geschichte, auch durch die korrekte Wiedergabe von Worten und Sätzen in Kiswahili, echt und der Wirklichkeit entsprechend. Die von den Zwillingen zu bestehenden

Abenteuer bei der Aufdeckung einer Verschwörung erscheinen manchmal etwas überzeichnet. Aber das erhöht die Spannung dieser Kriminalgeschichte.

Der Flug der Korongo ist ein interessantes Jugendbuch mit wirklichkeitsnahen Schilderungen und von aktueller Brisanz vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Diskussion um biologische Waffen.

Alan Lloyd: *Der Flug der Korongo*, 2002. 492 S., Evangelische Verlagsanstalt Leipzig
ISBN-Nr. 3374019773, 16,80 €

Christa Scholten (Bielefeld)

Beruflich in Kenia und Tansania

Handlungskompetenz im Ausland.

Von Claude-Hélène Mayer, Christian Boness, Alexander Thomas

Als Deutscher in Kenia oder Tansania zu leben und zu arbeiten kann vielerlei Gründe haben. Sicher ist: Es wird in alltäglichen Situationen immer wieder zu mehr oder weniger folgenschweren Missverständnissen mit afrikanischen Geschäftspartner, Mitarbeitern und Kollegen kommen, die durch kulturelle Unterschiede bedingt sind. Dem kann mit Hilfe des Trainingsprogramms individuell vorgebeugt werden.

Anhand ausgewählter Beispiele aus verschiedenen Arbeits- und Lebensbereichen werden problematische Begegnungen dargestellt, wie sie Deutsche in Kenia und Tansania typischerweise antreffen. Die Situationen wurden von deutschen und tansanischen Experten in Ostafrika erhoben.

Didaktisch aufbereitet bieten sie wesentliche Einblicke in die Swahili-Kultur der Bevölkerungsmehrheit, so dass das Buch als Training zur individuellen Vorbereitung eines Ostafrika-Aufenthalts besonders geeignet ist.

Mayer, Claude-Hélène, Boness, Christian, Thomas, Alexander: *Beruflich in Kenia und Tansania. Trainingsprogramm für Manager, Fach- und Führungskräfte.* 2002, Vandenhoeck & Ruprecht, 150 S. m. Cartoons. ISBN-Nr. 3525490542
€ 25,00

Claude-Hélène Mayer (Göttingen)

Seminare + Konferenzen

- 3. – 4. Oktober 2002 Bad Boll

„**Patente, Profite und Aids**“ Internationale Konferenz BUKO Pharma-Kampagne

Ort: Akademie Bad Boll, Akademieweg 11, 73087 Bad Boll, <http://www.ev-akademie-boll.de>.

Anmeldung: Evangelische Akademie Bad Boll, Frau Segatz, T 07164 - 79 - 384 F – 1251 doris.segatz@ev-akademie-boll.de

- 4. – 6. Oktober 2002 CJD Bonn

„**Das Gold der Zukunft?**“ Wasserversorgung und Privatisierung im Südlichen Afrika und in Deutschland. **Ort:** Christliches Jugenddorf Deutschlands, Graurheindorfer Str. 149, 53117 Bonn, T 0228 – 989 60, F - 989 61 11.

Anmeldungen: Koordination Südliches Afrika (KOSA e.V.), August-Bebel-Str. 62, 33602 Bielefeld, T 0521 – 9864851, F – 63789, kosa@kosa.org.

- 4. – 5. Oktober 2002 Ammersbek

„**Eine Kampagne stellt sich vor: Aktionsbündnis gegen Aids**“ Ein Seminar für Mitglieder von Partnerschaftsgruppen. Veranstalter: Kirchlicher Entwicklungsdienst / Evangelischer Ent-

wicklungsdienst, Leitung Heinz Fuchs, EED, Fachstelle Tourism Watch, Sigrun Landes - Brenner, EED, ABP, Dr. Mirjam Freytag, KED

Ort und Anmeldung: Haus am Schüberg, Wulfsdorfer Weg 33, 22949 Ammersbek, T 040 – 605 00 20, F - 605 25 38 info@haus-am-schueberg.org www.haus-am-schueberg.org

- 14. –16. Oktober 2002 Frankfurt/M.

„**Wohin steuert der Islam in Afrika?**“ Katholische Akademie Rabanus Maurus - Netzwerk Afrika Deutschland

Ort und Anmeldung: Katholische Akademie Rabanus Maurus, Eschenheimer Anlage 21, 60318 Frankfurt tel 069 – 1501 - 300 fax – 305 info@KARM.de

- 1. – 2. November 2002 Bielefeld

„**Ein anderer Blick auf die Kirchengeschichte Afrikas**“ Ein besonderer Schwerpunkt wird bei diesem Seminar auf Ostafrika und der Kirchengeschichte im 19. und 20. Jahrhundert liegen. Leitung: Dieter Litschel.

Ort und Anmeldung: Ökumenische Werkstatt Bethel, Bethelweg 72, 33617 Bielefeld T 0521 – 144 – 4018, F – 4759 oewe-bethel@vemission.org www.missionshaus-bethel.de

Termine

- 7. – 8. November 2002 Wuppertal

„**Leben mit Behinderung**“ Partnerschaftsseminar Tansania.

Ort: Ökumenische Werkstatt, Missionsstraße 9, 42285 Wuppertal,
T 0202 - 890 04 – 210, F - 240
owe-wup@vemission.org

www.vemission.org

Anmeldung: Ökumenische Werkstatt Bethel, Bethelweg 72, 33617 Bielefeld
T 0521 - 144 -4018, F - 4759 owe-bethel@vemission.org

- 23. November 2002 Neuendettelsau

„**Ein Jahr - etwas ganz anderes ...**“

Informationstag für an einem Einsatz als Missionarisch-Diakonische Helferinnen und Helfer Interessierte. Leitung: M. Seitz
Ort und Anmeldung: Missionskolleg der Ev.-Luth. Kirche in Bayern, PF 68, 91569 Neuendettelsau, T 09874 – 91501,
F – 93150 mk@missionswerk-bayern.de

- 27. – 30. Dezember 2002 Bad Boll

„**Africanissima - Frauenleben in Afrika**“ Leitung: Dr. Brigitte Furche, Dr. Touré Kordowou,

Ort: Akademie Bad Boll, Akademieweg 11, 73087 Bad Boll, <http://www.ev-akademie-boll.de>.

Anmeldung: Evangelische Akademie Bad Boll, Frau Segatz, T 07164 - 79 - 384 F – 1251 doris.segatz@ev-akademie-boll.de

Sprachkurse

- 22. – 24. November 2002 Bielefeld

Ecumenical English, Leitung Elizabeth Fry,

Ort und Anmeldung: Ökumenische Werkstatt Bethel, Bethelweg 72, 33617 Bielefeld T 0521 – 144 – 4018, F – 4759
owe-bethel@vemission.org

30. November 2002 Frankfurt/Main

„**Perspektiven für die ökonomische Entwicklung Tanzanias im Kontext der Globalisierung**“

Ort: Paritätischer Gesamtverband e.V., Heinrich-Hoffmann-Str. 3, 60528 Frankfurt
T 069 – 6706 - 0, F - 204

Anmeldung: Tanzania-Network.de e.V., Koordinationsstelle, Luise Steinwachs, Markgrafenstr. 7, 33602 Bielefeld, T 0521 – 560 46 78, F - 560 46 79
koordinationsstelle@tanzania-network.de

Ausführliche Informationen über das Seminar finden Sie in der Mitte dieses Heftes.

Das Thema des nächsten **HABARI 4/ 02** heißt:

Ökonomie

Einsendungen bitte bis zum **30. November 2002**

Das Thema des Heftes **HABARI 1 / 03** ist:

⇒ ***Umwelt und nachhaltige Entwicklung*** ⇐

Einsendungen bis 15. Februar 2003

Herausgeber:

TANZANIA-NETWORK.DE e.V.

www.tanzania-network.de

Luise Steinwachs *verantwortlich für die Redaktion und im Sinne des Pressegesetzes sowie Satz und Layout.* habari@tanzania-network.de

Redaktion: Thomas Ehrenberg, Elisabeth Hiss, Johannes Paehl, Wolfgang Völker
Die Redaktion behält sich vor, eingesandte Artikel zu bearbeiten.

Richard Madete *Webmaster* webmaster@tanzania-network.de

TANZANIA-NETWORK.DE e.V.

Koordinationsstelle

Luise Steinwachs

Markgrafenstr. 7

33602 Bielefeld

T 0521 – 560 46 78 F -79

koordinationsstelle@tanzania-network.de

Bankverbindung

TANZANIA-NETWORK.DE e.V.

Sparkasse Bielefeld

Kto.Nr.: 33 133 331, BLZ: 480 501 61